

BULLETIN DES VPTS

Nummer 4

Verein Psychotrauma Schweiz (VPTS)

Sommer/Été 2004

Editorial: Gisela Perren-Klingler, Präsidentin VPTS

In diesem 4. Bulletin bilden zwei Themen den Hauptschwerpunkt: Notfallseelsorge und Umgang mit Kindern. Man mag sich fragen, warum unsere Notfallseelsorger sich so häufig zu Wort melden: Ist es ihre Gewohnheit, für Predigten und andere Interventionen sich schriftlich vorzubereiten und damit die „Routine“, mit dem Wort zu arbeiten? Ist es ihr Engagement, das sich ja unter anderem dadurch zeigt, dass sie zu den Berufsgruppen gehören die auch nachts zur Verfügung stehen? Ist es ihr Bewusstsein, dass der Mensch in Not besonders offen ist für ihre Anwesenheit und ihre Fähigkeit, auszuhalten? Mich frappiert die Kreativität, mit der „unsere“ Notfallseelsorger schwierige Situationen offensichtlich ruhig meistern. Es ist zu wünschen, dass viele Leser von ihren Erfahrungen profitieren und lernen können.

Das zweite Thema ist dem Umgang mit Kindern gewidmet. Kinder in Not mobilisieren bei allen Helfern tiefe Betroffenheit und den Wunsch, sofort ihr Schicksal zu erleichtern. Doch denken wir daran: Erste Devise ist: Nicht schaden. Um mit Kindern adäquat umzugehen muss man einiges von Entwicklungspsychologie, Entwicklungsstufen, Familiensystemen und möglichen Schwierigkeiten verstehen. Eigene Kinder zu haben, genügt nicht. Im Sinne des Peer Gedankens sind aber Lehrer, Kinderschwestern/Pfleger, Kinderärzte, Kinderpsychologen und –psychiater und andere Menschen, die sich in Beruf und/ oder Freizeit mit Kindern befassen, gefragt. Dazu brauchen sie eine gute CISM-Debriefing-Ausbildung und Vorbereitung (inklusive Kit) für den Einsatz. Ziel ist, auch hier durch frühe Interventionen ein eventuelles Debriefing möglichst unnötig zu machen. Wir haben dieses Jahr an verschiedenen Orten, in verschiedenen Kantonen damit begonnen, die Lehrer darauf vorzubereiten, „wise before the event“ zu sein, wie es Yule von London sagt, der sich zweimal mit Gruppen von Kindern, die bei Schiffsunglücken überlebt hatten, befassen musste. Was täte eine Schweizer Schule, wenn etwas wie Erfurt passieren würde?

Eine Gruppe von Artikeln befasst sich mit dem tragischen Unfall in Zürich, wo eine Frau zwischen zwei Trams geriet, selber schwer verbrannt wurde und ihr Kind verlor. Wie viel Bewältigungs-Arbeit so ein Unfall auch bei den nicht direkt wahrgenommenen Beteiligten- Tramführerin, Berufsfeuerwehr und Polizei fordert, kann aus den verschiedenen Artikeln herausgelesen werden.

Neben diesen Hauptthemen gibt es einige aktuelle Mitteilungen, aus dem In- und Ausland. Die Vernetzung soll weiter laufen, nicht zuletzt auch dadurch, dass Leser, die noch nie etwas geschrieben haben, **herzlich eingeladen** sind, von ihren Erfahrungen zu berichten- für das Bulletin Nr. 5, das vor Weihnachten herauskommen soll

Editorial: Gisela Perren-Klingler, présidente VPTS

Ce quatrième bulletin de l'IPTS est consacré à deux thèmes principaux : l'assistance spirituelle en situation d'urgence, et la pratique avec les enfants. On se demandera peut-être pourquoi nos aumôniers prennent si souvent la plume : est-ce l'habitude de préparer par écrit leurs prédications ou leurs messages, le travail des mots devenant une sorte de routine ? Est-ce leur engagement qui se manifeste entre autre par le fait qu'ils sont à disposition jour et nuit ? Est-ce leur conviction que l'être humain en situation d'urgence est particulièrement sensible à leur présence et à leur apport ? Ce qui me frappe, c'est la créativité et le calme de nos aumôniers dans des situations difficiles ; j'espère aussi que de nombreux lecteurs tireront profit de ces expériences.

Le second thème abordé dans ce bulletin est celui de la prise en charge d'enfants. Des enfants en situation d'urgence éveillent chez tous les intervenants de profonds sentiments de compassion ainsi que le désir d'alléger immédiatement leur peine. Rappelons-nous pourtant ce principe fondamental : éviter de nuire ! Pour cela, il est indispensable d'avoir des connaissances de base sur les étapes du développement de l'enfant, en psychologie de l'enfant et en systémique familiale, et de comprendre également les difficultés qui pourraient surgir. Le fait d'avoir soi-même des enfants ne suffit pas. Dans la perspective de l'aide par les pairs, les enseignants, les soignants en pédiatrie, les psychologues pour enfants, les pédopsychiatres, tous ceux qui s'occupent d'enfants dans le cadre de leur profession ou de leurs loisirs seront mis à contribution. Une solide formation est donc requise en intervention d'urgence et debriefing. Le but final serait de rendre le debriefing superflu grâce à une intervention d'urgence adéquate. Nous avons d'ailleurs commencé cette année un travail auprès d'enseignants de plusieurs cantons pour les préparer à être « wise before the event » selon la formule de Yule de Londres ; Yule est intervenu en deux groupes d'enfants survivants d'un naufrage. Que ferait un collège en Suisse dans le cas d'un événement comme celui d'Erfurt ?

Une série d'articles traite du tragique accident de Zürich, dans lequel une femme avait glissé entre deux trams ; sévèrement brûlée, elle avait perdu son enfant. La lecture de ces articles montre bien l'impact d'un tel accident sur les témoins comme sur les intervenants, qu'il s'agisse des chauffeurs de tram, des pompiers ou des policiers.

En dernier, quelques communications d'ici et d'ailleurs témoignent de la vie du réseau qui poursuit ses activités ; à cet égard, les expériences et réflexions de ceux qui ne se sont pas encore manifestés dans le Bulletin sont attendues pour le prochain numéro (parution décembre 2004).

A chacune et chacun, je souhaite une bonne lecture et me réjouis de vous lire à mon tour !

Umgang mit dem Tod bei Krisenintervention und Notfallseelsorge

Gottfried Ugolini

Auszüge eines Referates anlässlich einer Tagung in Bruneck (Südtirol) zum Thema: Suizidprävention

Einführung: In den allermeisten Fällen von Einsätzen der Krisenintervention und Notfallseelsorge begegnen wir dem Tod: so z.B. nach Unfällen, nach erfolglosen Wiederbelebungsversuchen, nach Suizid, nach plötzlichem Kindstod und nach Naturkatastrophen. Der Umgang mit dem Tod ist und bleibt für uns eine persönliche und fachliche Herausforderung. Gleichzeitig berühren wir gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Dimensionen, deren Tragweite für den einzelnen Menschen wie für die Gesellschaft als ganze nur durch Gespräche und offenen Erfahrungsaustausch erschlossen und fruchtbar gemacht werden kann.

Erfahrungsbericht: Es ist kurz nach 18 Uhr. Die Landesnotrufzentrale 118 allarmiert mich, dass sich ein junger Familienvater das Leben genommen hat (in der ersten Zeit machten wir die Einsätze allein!). Er ist in der Garage durch die Abgase seines Autos gestorben. Der 12-jährige Sohn hat ihn gefunden und die Landesnotrufzentrale verständigt. Die Mutter war mit zwei weiteren Kleinkindern bei der Nachbarin.

Richtlinien zum Umgang mit Tod in der Krisenintervention und Notfallseelsorge

1. Persönliche Auseinandersetzung: Wir wissen, dass der Tod zum Leben gehört. Hier ist unsere persönliche Auseinandersetzung mit Sterben und Tod als Lebensprozess notwendig. Als Notfallseelsorger tragen wir wesentlich dazu bei, dass der Umgang mit dem Tod zur Kultur des Lebens gehört. Die Begegnung mit dem Tod im häuslichen und außerhäuslichen Bereich, auf natürliche Weise erfolgt oder durch Gewalteinwirkung, darauf vorbereitet oder plötzlich und unerwartet fordert uns in Krisenintervention und Notfallseelsorge heraus, Räume und eine Atmosphäre zu schaffen, in denen unsere Gefühle, Gedanken, Einstellungen und Deutungen, Ängste und Hoffnungen frei und offen geäußert werden können. Ebenso gilt es die Würde des bzw. der Verstorbenen zu wahren und zu schützen.

2. Notfallseelsorge ist der würdige Umgang mit den Toten. Wie mit den Verstorbenen umgegangen wird bzw. wie die Angehörigen und Bezugspersonen die Verstorbenen antreffen, hat wesentlichen Einfluss auf deren Trauerarbeit. Eine unachtsame bzw. unwürdige Umgangsweise mit Verstorbenen wird als eine tiefe persönliche Kränkung erlebt und erhöht den Leidensdruck durch Wut und Schuldgefühle. Eine Schweigeminute um den Verstorbenen setzt ein Zeichen mitmenschlicher und solidarischer Anteilnahme. Religiöse und kulturelle Rituale wirken wie eine Rahmung, die anhand der vertrauten Zeichen, Gesten und Worte Halt und Sinn zu vermitteln vermag.

3. Eine offene Atmosphäre schaffen: In der Krisenintervention und in der Arbeit der Notfallseelsorge ist es wichtig, eine Atmosphäre zu schaffen und zu unterstützen, die einen offenen Raum schafft, in der alle möglichen Reaktionen zum Ausdruck kommen können und ihren Platz haben dürfen. Jeder Mensch reagiert auf den Verlust eines Mitmenschen auf eine Weise und darauf hat er ein menschliches Recht. Zur Schaffung einer offenen Atmosphäre gehört auch, dass dem Informationsbedürfnis der Ange-

hörigen genügend Raum gegeben wird. Viele Fragen und Überlegungen betreffen die Suche nach den (möglich) Ursachen, die zum Tod geführt haben. Gleichzeitig kommen immer auch Schuldgefühle auf sowie die damit zusammenhängenden Fragen wie: „Was haben wir falsch gemacht? Haben wir versagt? Was hätten wir tun sollen oder nicht tun sollen? Warum haben wir nicht achtgegeben oder warum sind wir nicht auf seine Äußerungen eingegangen? Warum haben wir ihn oder sie alleingelassen?“ Wichtiger als die Klärung der Schuldfrage, die meistens an diesem Zeitpunkt nicht erfolgen kann, ist das Sich-erzählen-Lassen, was sie bewegt.

Ein offenes und vertrauliches Gesprächsklima lässt auch Raum für konkrete Fragen, wie es weitergeht „*Wie soll es jetzt weitergehen? Was ist jetzt zu tun? Wer macht was?*“. Die anstehenden Fragen sind häufig mit der Hilflosigkeit und Ohnmacht verbunden, weil „man nicht weiß wie das geht und wer für was zuständig ist“. Hier tut entsprechende Unterstützung und Hilfestellung Not. Eine besondere Situation ergibt sich bei der Überbringung von Todesnachrichten. Hier treffen wir die Angehörigen zwar zuhause an, aber überraschen sie, indem wir zusammen mit den Behörden die traurige Nachricht bekannt geben, dass ein Angehöriger verstorben ist. Die unmittelbaren Gefühls- und Gedankenreaktionen sowie Verhaltensweisen zusammen mit verbalen und nonverbalen Äußerungen sind vielfältig und oft heftig. Nach der ersten Reaktion werden die sich aufdrängenden Informationsfragen gestellt. Diese sind in Ruhe, entschieden und genau zu beantworten, damit eine Vertrauensbasis hergestellt werden kann. Nach Anhören der Informationen, setzt die Auseinandersetzung mit dem Tod des Angehörigen ein. Gefühlsmäßige und gedankliche Überlegungen, Empfindungen und Äußerungen brauchen ihre Zeit und ihren Raum. Es redet sich leichter, wenn wir uns um den Tisch setzen können. Damit signalisieren wir gleichzeitig, wir sind jetzt für euch da und haben Zeit.

Oft ist es wichtig, nach den Kindern oder anderen Angehörigen im Haus zu fragen, um diese auch miteinbeziehen zu können. Auch die Verständigung von Angehörigen und Freunden gehört dazu. Eventuell können auch die Nachbarn von wertvoller Hilfe sein. Es gilt, ein soziales Netzwerk zu knüpfen, das den Betroffenen in diesen Stunden und in den folgenden Tagen besonders nahe steht. Ob religiöse Zeichen, Gesten oder ein Gebet angebracht sind, gilt es jeweils zu erkunden und gegebenenfalls auch anzusprechen. Die Einladung zum Abschiednehmen wird meistens dankbar angenommen. Manchmal ist es notwendig auf die Bedeutung und auf die Hilfe hinzuweisen, die darin besteht, sich den Tod des Verstorbenen bewusst zu machen und ihn ein letztes Mal zu sehen, zu berühren und etwas mitzugeben.

Die Angehörigen bzw. die anwesenden Begleitpersonen brauchen einen Schutz- und Schonraum, in dem sie sich frei äußern und zurück ziehen können. Dazu gehört auch die Abschirmung von Schaulustigen, die sich immer sofort einstellen und die oft für alle mehr ein Hindernis und eine Belastung darstellen. Wenn sie in diese Abschirmungsmaßnahmen miteinbezogen werden, verringert sich das unguete Gefühl, von Schaulustigen neugierig begafft zu werden.

Abschiednehmen als Teil der Krisenintervention und der Arbeit der Notfallseelsorge

Allgemein hin herrscht die Meinung vor, einen Verstorbenen soll man so in Erinnerung behalten, wie man ihn gekannt hat. Diese Auffassung kann durchwegs geteilt und anerkannt werden, wenn dies der ausdrückliche Wunsch der Hinterbliebenen ist. Als allgemeine Regel für den Umgang mit Verstorbenen taugt sie wenig. Aus der Trauerarbeit wissen wir, wie wichtig das Abschiednehmen ist. Selbst bei stark verstümmelten Leichen kann der Blick auf eine Hand, auf einen Knochen helfen, den Tod des Angehörigen oder Freundes bewusst wahrzunehmen und sich darauf erlebnismäßig darauf einzulassen. Das fördert die persönliche Auseinandersetzung und Einordnung seines bzw. ihres Todes. Unsere Phantasien sind meist unbarmherziger und schrecklicher als die Wirklichkeit selbst. Vor dem Abschiednehmen ist darauf zu achten, wie der Leichnam zugerichtet und hergerichtet ist. Wenn ein Leichnam durch den Unfall oder durch die Art des Suizids, durch Verwesung oder Verbrennungen verstümmelt ist, sagen wir dies vorher den Angehörigen und fragen, ob sie ihn ansehen wollen oder nicht – oder wenigstens einen Teil, vielleicht den heilsten.

Der Vorgang des Abschiednehmens wird mit den Angehörigen abgesprochen. Dabei wird ihnen viel Zeit und Freiraum zugesprochen, wie sie selbst ihre Trauer, ihren Abschied gestalten wollen. Auch die Kinder sind bewusst mit einzubeziehen. Bekanntlich gehen Kinder nicht nur anders (selbstverständlich je nach Alter), sondern auch viel natürlicher und spontaner dem Tod um als wir Erwachsene. Aus der Beratungsarbeit wissen wir, wie sehr Kinder verletzt bleiben können, wenn sie aus diesem intensiven Ereignis wie dem Abschiednehmen und dann der Beerdigung ausgeschlossen bleiben. Sie erleben das als viel größeren Vertrauensverlust als den Verlust eines Elternteiles, einer Schwester oder eines Bruders oder sonst eines Angehörigen.

Schlussbemerkung

Der Umgang mit dem Tod in der Krisenintervention und in der Arbeit der Notfallseelsorge ist ein wertvoller Beitrag in salutogenetischer Hinsicht für die Hinterbliebenen. Außerdem trägt er zur Lebenskultur nicht nur in religiöser, sondern auch in psychosozialer und sozio-politischer Hinsicht bei, weil das Sterben, der Tod und die Trauer als Teil des Lebens wahrgenommen und auch gesellschaftlich relevant gemacht werden. Dazu bedarf es einer verstärkten Vernetzung, weil die Einsätze der Krisenintervention und der Notfallseelsorge nur einmalig erfolgen und deshalb auf andere psycho-soziale Einrichtungen, Dienste und Organisationen wie auch Selbsthilfegruppen und Telefonseelsorge weiterverweisen.

Gottfried ist katholischer Priester, klinischer Psychologe und Notfallseelsorger im Südtirol

Der Feuerwehr-Pfarrer in Aktion oder über den Umgang mit einer Körperfixierung. Bruno Streibel

Die Vorgeschichte: Vater und Sohn Moritz fuhren mit einem Oldtimer Richtung Schule in den 5 km entfernten Nachbarort. Die Frau im entgegenkommenden Auto geriet auf die Gegenseite der Fahrbahn, da sie sich beim Fahren gebückt hatte, um ihre auf den Boden gefallene Handtasche aufzuheben. Sie kollidierte mit dem Oldtimer. Ein Zeuge

des Hergangs aus dem Dorf benachrichtigte die Mutter von Moritz, daß er auf Grund einer Störung nicht zur Schule könne. Er habe die Mutter nicht unnötig belasten wollen. In der Annahme, daß die „Störung“ eine Panne des Oldtimers sei, fuhr die Mutter von zu Hause her die Strecke ab, um den Jungen zur Schule zu bringen. Als sie an eine Straßensperre der Feuerwehr kam, ahnte sie nichts Gutes, ließ ihr Auto stehen und eilte zu Fuß weiter. Sie erblickte den stark deformierten, querstehenden Oldtimer mit offener Tür aus der reglos die Füße ihres Mannes ragten - umringt von Feuerwehrleuten, die mit Spreizer und Schere die eingeklemmten Personen zu befreien versuchten. Die Frau wurde dann von einem Rettungsassistenten in einen Kleinbus gebracht und betreut. Der Junge war mit den Beinen eingeklemmt, mit verdrehtem Leib, und der Vater lag bewusstlos und blutend auf ihm. Nach der Befreiung wurden beide in die Klinik gebracht. 4 Tage später wurde ich vom Personal gerufen, weil der Junge auffällig sei. Vor meinem Besuch bei ihm nahm ich Kontakt auf mit der Mutter und dem indessen wieder gehfähigen Vater. Der Vater wollte erst nicht mit mir reden, da er mit Pfarrern keine guten Erfahrungen gemacht habe und vermutete, ich wolle ihn weltanschaulich beeinflussen. Es gelang mir dann aber, eine tragfähige Beziehung zu beiden Eltern herzustellen. Der Vater teilte mir mit, daß er keine Erinnerung an den Unfall habe, der Film sei gerissen und plötzlich sei er im Krankenhaus aufgewacht, mit Prellungen gebrochenem Schlüsselbein und Schnittwunden. Für die Mutter tauchte immer wieder das Bild auf, wie die Füße ihres Mannes regungslos aus dem Auto ragten. Ich beschloß, beiden ein Debriefing anzubieten nach Perren Klingler und wir vereinbarten dazu einen Termin in einem Arztzimmer der Klinik: Wichtig war beiden die Erarbeitung der Geschichte und die Kenntnisnahme der Sicht des Partners, sowie seiner Gedanken, Gefühle und Reaktionen. Die Betonung der 2.Sicherheitssäule war wesentlich: Wann wussten Sie, dass nun das Schlimmste vorbei ist, „...dass ich wieder sicher bin...“ Als symbolischen Abschluss beschlossen Sie, ein Freudenfest zu feiern und sich in einer Zeitungsannonce für die erlebte Rettung und auch meine Betreuung zu bedanken.

Doch nun zum Jungen, zu Moritz: Er lag mit seltsam verdrehtem Körper und unnatürlich abgewinkelten Beinen und Armen im Bett, immer auf die gleiche Weise. Der Gipsverband an Arm und Knöchel konnte das nicht erklären. Beruhigungsmittel brachten zwar Schlaf, aber keine Haltungsänderung, und die Versuche der Krankengymnastin, seine Körperhaltung zu korrigieren verstärkten nur seine Anspannung und lösten zudem starke Ängste aus. Die Schwester, die mich rief, bezeichnete dies als auffällig. Ein Gespräch mit dem Feuerwehrmann, der die Befreiung aus dem Autowrack durchgeführt hatte, ergab folgendes: Die Arbeiten am Auto waren sehr beengt und es bestand große Gefahr, den Jungen zu verletzen. Deshalb sagte er zu dem Jungen, der eingeklemmt war: „Beweg dich ja nicht, bleib genau so, nicht bewegen, so ist es richtig!“ Mir kam der Einfall, dass die Haltungsfixierung des Jungen in seinem Bett im Krankenhaus vielleicht eine Fortsetzung der Haltung sein könnte, in die er durch den Unfall gebracht worden war, und für die er vom Feuerwehrmann gelobt wurde. Ich teilte den Eltern

meinen Plan mit und sie erklärten sich einverstanden. Ich bat die Eltern, sich im Krankenzimmer des Jungen aufzuhalten, bis ich käme. Ich fuhr in unsere Feuerwehr, wo ich aktives Mitglied und Feuerwehr-Fachberater bin, zog mir die Feuerwehreinsatzkleidung mit Helm an und klopfte an die Tür des Jungen im Klinikum. Der Junge schilderte mir im Beisein der informierten Eltern seine Sicht des Unfalls. Ich lobte ihn, dass er so genau den Anordnungen meines Feuerwehrkollegen gefolgt sei und sich nicht bewegt habe und so zu seiner Rettung beigetragen habe. Ich wiederholte mein Lob für diese Leistung, was ihm sichtlich gut tat. Dann fügte ich hinzu: „...Und genauso richtig, wie es damals war, still zu halten, genauso wichtig ist es jetzt, dich normal hinzulegen damit Du gesund werden kannst. Probiere das mal!“ Er tat es, und lag entspannt im Bett, als sei es schon immer so gewesen. Ich versprach ihm eine Überraschung zu seinem in sechs Tagen bevorstehenden Geburtstag, wenn er mit der Krankengymnastin gut mitarbeite. Zu seinem Geburtstag kam der Feuerwehrkommandant der Wehr, die ihn gerettet hatte und brachte ihm auf meine Anregung einen Gutschein für die Mitfahrt in einem Feuerwehrauto entlang der Strecke, an welcher der Unfall stattgefunden hatte. Nun, mehrere Wochen, nach Entfernung der letzten Metallteile aus dem Fuß des Jungen, durfte er den Gutschein einlösen. Telefonate mit den Eltern ergaben, dass sie und der Junge nun die Erinnerung an den Unfall ablegen und wieder normal leben konnten.

Bruno Streibel ist Spital- und Notfallseelsorger und Feuerwehrmann

Im Spielen Ressourcen aus der Vergangenheit (gute Erinnerungen) aktualisieren Christof Bolliger

Vorbemerkungen: In meiner Arbeit mit Senioren und Jugendlichen und habe ich folgendes festgestellt:

1. Kinder und Jugendliche spielen gerne. Auch viele Senioren haben das Spielen entdeckt, obwohl früher Spielen verpönt war.
2. Besonders Freude hatten sie an Photos von ihrer Wohnumgebung.

So haben die Konfirmanden meiner früheren Gemeinde am liebsten ein Konfirmationsbild ihres Ortes gewählt. Dieselbe Feststellung habe ich im Seniorenzentrum in meiner jetzigen Gemeinde gemacht. Auch die Aktivierungstherapeutin hat dies festgestellt und ein Memory hergestellt von Bildern unserer Stadt. Die Senioren freuen sich an diesen Bildern und erzählen Geschichten aus ihrer Vergangenheit. So können Ressourcen aktiviert, die Lebensfreude gestärkt und die Betreuung unterstützt werden, da man Ressourcen, wie Lieblingsmenüs, Gepflogenheiten usw. kennt.

Einsatz des „Ressourcen-Memory“ bei traumatisierten Kindern und im Debriefing mit Kindern.

Meichenbaum schreibt über das Debriefing mit Kindern und Familien nach einem Desaster unter anderem zu den akuten traumatischen Reaktionen: „die Fähigkeit, sich spontan zu freuen und Freude am Spiel zu haben, nimmt nach einem traumatisierenden Erlebnis ab. Die Kinder spielen oft die traumatisierende Geschichte wieder....“ Hier nun setzt das „Ressourcen-Memory“ ein: Es hilft positive Ressourcen aus der Vergangenheit in der Gegenwart zu aktualisieren.

Aufgabe an meine Schülerinnen und Schüler: Meine dreizehnjährigen Schülerinnen und Schüler bekamen die Aufgabe, auf die nächste Stunde je zwei Photos mitzubringen mit einer Situation aus ihrem Leben, wo es ihnen gut ging, sie Freude hatten und es ihnen wohl war. Sie sollten sich an die Situation erinnern können, d.h. Photos von der Taufe waren nicht gefragt. Auf die Rückfrage, ob sie allein oder mit anderen zusammen auf dem Bild sein müssten, sagte ich, dass dies keine Rolle spiele. Mit dieser Aufgabe habe ich verschiedene Dinge ausgelöst:

1. In den Familien wurde über die Aufgabe diskutiert. Die Eltern, meist die Mütter, halfen beim Suchen der Photos.
2. Unter meinen Schülern gab es keinen, der nicht auf viele Photos zurückgreifen konnte. [Ist dies nicht der Fall: Vergleiche weiter unten.]
3. Als die Schüler die Photos in die Stunde brachten, wollten die anderen diese sehen. Dabei waren die Reaktionen teilweise ambivalent. Ich war nun gespannt, wie es gehen würde, wenn wir dann Memory zusammen spielten.
4. Ich ging an die Arbeit und habe das Memory hergestellt. Die Karten habe ich 9 cm x 9 cm gross gemacht, genügend gross, damit die Bilder in Originalgrösse blieben. Auch müssen sie genügend dick sein, so dass sie leicht aufgenommen werden können.
5. Und nun kam die Stunde des Spiels. Es gab keine ambivalenten oder kritischen Bemerkungen mehr zu den Photos. Die Spielfreude war gross. Und das Interessante: Die Schüler sprachen über ihre Bilder. Die Ressourcenaktualisierung war gelungen!

Vorgehen in einer Schulklasse: Da es nach meiner Meinung nicht möglich ist, ein Memory dieser Art erst nach einem traumatogenen Ereignis herzustellen, würde es sich lohnen, ein solches zu Beginn des Schuljahres zu kreieren: Jede Schülerin und Schüler bringt zwei Photos mit, eines, wo sie ein schönes Fest feiern und auf dem Bild zu sehen sind, das zweite von einem schönen Ort, wo es ihnen gut ging, sie Freude hatten und es ihnen wohl war. Dieses Memory könnte man im Laufe des Schuljahres mit Photos von gemeinsamen guten Erlebnissen ergänzen. So wäre in einer Schulklasse ein Memory für den Notfall bereit. Bei den Photos aus dem Schuljahr ist darauf zu achten, dass es Orte sind, die alle Schüler kennen und dass alle Schüler vorkommen, möglichst in kleinen Gruppen oder allein.

Eine Schwierigkeit, die sich in unserer multikulturellen Schule stellen kann, ist die folgende: Eine Schülerin, ein Schüler kommen neu dazu und sie haben keine Photos von früher. Hier gilt es wachsam zu sein und Photos von heute einzuflechten.

Einsatz dieses Spiels bei Debriefings: So wie bei Erwachsenen ein Vorgespräch hilft, könnte dieses „Ressourcen-Memory“ als Start ins Debriefing eingesetzt werden. Es hätte dann die Aufgabe Ressourcen zu aktivieren. Ebenfalls könnte dieses Spiel beim Besprechen des Stressmanagement eingesetzt werden. Das Spiel hat dann einerseits die Aufgabe wieder eine Struktur in den Tagesablauf zu bringen. Andererseits die positiven Ressourcen aus der Vergangenheit in der Gegenwart zu aktivieren und mit ihnen zu leben.

Christoph Bolliger ist Pfarrer und Debriefingtrainer

Accompagnement psychologique de victimes d'agression. Christine Leuenberger

Dans le cadre de la collaboration avec le centre LAVI de Lausanne, j'ai rencontré en quelques semaines cinq personnes victimes d'agressions diverses. Il m'a paru intéressant de présenter quelques aspects de la prise en charge. Ces personnes se sont présentées 4 à 8 semaines après l'événement. Sans entrer dans les détails, mentionnons simplement qu'il s'agit de cinq hommes, dont l'âge est compris entre 25 et 70 ans; trois ont été agressés dans l'exercice de leur profession, les deux autres dans des lieux publics. Les cinq événements se sont déroulés de nuit, entre 19h et 1h du matin: une agression avec armes à feu, deux agressions au couteau et deux agressions à mains nues. Trois des victimes ont été blessées dont l'une assez sérieusement, et quatre sur les cinq ont été volés. Tous éprouvaient le besoin de «comprendre», «de faire le point» après l'événement et surtout de trouver le moyen de gérer l'avenir: «j'ai peur que cela n'arrive encore une fois», «comment me préparer?» Questions légitimes lorsqu'on exerce une profession à risque dans laquelle les agressions sont monnaie courante.

La prise en charge s'est déroulée en 3 ou 4 séances. Nous avons suivi les étapes du debriefing psychologique de Mitchell adapté selon Perren-Klingler, qui permet de poser le cadre de l'événement pénible et d'en dégager les composantes factuelles et émotionnelles. Les faits ont pu être racontés rapidement, même avec une certaine lassitude («recommencer avec ça...») Tout redevient très présent lorsqu'on aborde les pensées et les émotions. Elles remontent à la surface - sans débordement -, elles sortent du cadre de l'événement pour s'infiltrer dans le présent. On mesure bien la nécessité d'avancer pas à pas à travers un échec de réflexions et de sentiments où se mêlent le passé, le souvenir du passé, le présent et la crainte du futur. Dans un premier temps, trier, repérer des valeurs ou des croyances lésées qu'il faut reconstruire: c'est un questionnement à la fois respectueux et tenace qui va favoriser ce processus. Il n'est pas toujours facile d'explorer ces questions difficiles chargées émotionnellement sans se laisser prendre par le contenu! L'important est alors de s'appuyer sur les ressources à disposition pour décadrer, recadrer et apporter un autre éclairage sur l'avenir: à quels éléments extérieurs faire appel, à quelles ressources intérieures pour regarder le risque en face, accepter l'impuissance tout en gardant un contrôle sur la situation? Ces ruminations obsédantes apparaissent au moment du coucher, générant un sommeil agité, traversés de mauvais rêves sans contenu précis et de réveils en sursaut. Les problèmes de concentration inquiètent quatre personnes sur les cinq: «qu'est-ce qui se passe dans ma tête?» Expliquer les réactions permet de mieux les comprendre (Antonowsky) puis de les gérer («contrôle»), ce qui facilite aussi le contrôle des pensées. Nous avons pu mettre en place pour chacun les mesures de gestion du stress qui convenaient. Après le contrôle de la respiration (première séance), l'enseignement d'une technique simple de relaxation inspirée de Jakobson s'est

avéré très efficace, chaque personne se l'appropriant à sa façon. (2^{ème} séance). Une des victimes a présenté en plus des attaques de panique, dont la première environ trois semaines après l'événement. Elles ont pu être maîtrisées grâce à la reprise de l'activité sportive, la relaxation, la restructuration cognitive et la préparation détaillée de l'attitude à adopter dans les lieux à risques. Le dernier palier d'Antonowsky, la question du sens, est concrétisé par l'acte symbolique du Debriefing adapté: pour trois des cinq personnes, cette question s'est véritablement éclaircie et résolue à la troisième séance seulement, l'acte symbolique s'imposant pour ainsi dire de lui-même à ce moment-là. La démarche du debriefing psychologique a servi de canevas à l'ensemble de la prise en charge bien qu'il n'ait pas été effectué de manière tout à fait canonique, en une séance. Il me semble cependant que le temps écoulé entre l'événement et le premier entretien ainsi que la question de la réexposition expliquent la difficulté à effectuer l'ensemble de la démarche dans une première séance. En un mois ou six semaines, certains éléments cristallisés prennent plus de temps à se dissoudre.

Quelques mois plus tard, quatre de ces personnes - par ailleurs bien intégrées et soutenues tant sur le plan professionnel que familial et social - ont retrouvé un mode de vie satisfaisant. Elles ont signalé que le plus important dans cette prise en charge avait été «d'avoir un endroit pour parler» où elles ont pu clarifier un certain nombre d'éléments. On sait que le debriefing psychologique est avant tout une démarche préventive («éviter d'aller plus mal» et à plus long terme) dont l'efficacité est difficilement mesurable. Cependant, le concept d'Antonowsky («comprendre, contrôler et donner sens») mis en pratique à travers les sept étapes offre à mon sens un accompagnement structurant et fructueux.

Christine est linguiste, enseignante pour des illettrés adultes et debriefeuse- et traductrice en Français du livre «Maux en mots»

**Ressourcenhandbuch : Christof Meier
Gisela Perren-Klingler**

Ressourcenarbeit : Ein Handbuch
Institut Psychotrauma Schweiz/Suisse/
Svizzera, Bestellungen: Institut
Psychotrauma Schweiz [www.institut-
psychotrauma.ch](http://www.institut-psychotrauma.ch) 18 € / 27 Fr

Aus dem CARE TEAM der Verkehrsbetriebe Zürich (VBZ) Willy Villiger,

Oft gibt es zum Glück nur Blechschaden, wenn es auf dem Tram- und Busnetz der VBZ kracht. Wenn aber bei den jährlich 1000 Kollisionen oder rund 100 Unfällen mit Fussgängern Personen schwer verletzt oder getötet werden, geraten die beteiligten Wagenführerinnen und Wagenführer oft in schwere Sinnkrisen. Sie fragen sich, ob sie je wieder ein Linienfahrzeug fahren können und was sich bei ihnen abspielen würde, wenn sie nochmals an einem weiteren Verkehrsunfall beteiligt wären. Seit drei Jahren steht den Tram- und Busfahrern nun ein dreiköpfiges „De-

rieferte Team“ zur Verfügung. In dieser Zeit sind über 50 Debriefings ausgeführt worden.

Am 30. Oktober 2003 ereignete sich am Zürcher Löwenplatz ein Tramunfall: Eine ortsunkundige Autofahrerin geriet mit ihrem Wagen zwischen zwei Tramzüge. Der wurde zwischen den beiden Tram-Doppeltraktionen eingeklemmt und geriet innert Sekunden in Brand. Es brauchte über zwei Stunden, bis die ineinander verkeilten Fahrzeuge getrennt und mit der Personenbergung begonnen werden konnte. Das vierjährige Kind der Fahrerin kam beim Unfall ums Leben – sie selber erlitt schwere Verbrennungen. Bei diesem und ähnlichen andern Unglücken kommt die Care-Organisation der VBZ zum Einsatz. Teil der Care-Organisation ist das Debrieferteam. Dem Team gehören Willy Villiger, Leiter Schadendienst bei den VBZ, dessen Stellvertreter sowie die reformierte Pfarrerin, Yvonne Waldboth, welche bei "Schutz & Rettung Zürich" und bei der Stadtpolizei Zürich arbeitet.

An jenem Tag im Oktober 2003 wurde schon auf der Kollisionsstelle klar gemacht, dass die beiden betroffenen Wagenführer der VBZ das Personenauto erst in letzter Sekunde bemerken konnten. Sie hatten auch beide unverzüglich eine Notbremsung eingeleitet. Am Abend berichtete die lokale Fernsehstation über diesen Unfall. Zu Beginn des Filmberichtes stand die Aussage eines Passanten: "In Zürich bremsen die Wagenführer bei drohender Kollision nicht. Sie machen Jagd auf alles, was auf den Schienen auftaucht." Diese Aussage belastete die unfallbeteiligte Fahrerin und den Fahrer zusätzlich schwer. Beide sind aber unterdessen als Fahrer wieder im Dienst. Als wir in den VBZ Debriefings einführten, wären wir nicht überrascht gewesen, wenn Wagenführerinnen und Busfahrerinnen es bevorzugt hätten, ihre Termine für die psychologischen Nachgespräche bei Frau Waldboth vormerken zu lassen. Diese Annahme stellte sich in der Praxis jedoch als unzutreffend heraus. In der seelisch erschütternden Krisensituation spielt es offensichtlich eine untergeordnete Rolle, ob die Hilfe von einer Frau oder einem Mann angeboten wird. Hauptsache ist, dass Hilfe kompetent und ohne einschränkende Kriterien zur Verfügung steht. (Deswegen werden Debriefings innerhalb der Arbeitszeit vereinbart.)

Als am 25. Februar 2004 der Fluglotse, der in der Nacht vom 1. Juli 2002 beim Flugzeugabsturz in Überlingen verantwortlich war, vor seinem Haus erstochen wurde, erhielten wir mehrere Telefonanrufe von Fahrdienstmitarbeitenden. Sie erklärten, wie der Fluglotsenmord sie in besonderer Weise beschäftigte und ihnen teilweise Schlafstunden raubte. "Es lässt mir keine Ruhe zu fragen, habt ihr immer noch eine gute, tragfähige Gesprächskultur? Muss ich wirklich nicht befürchten, dass der Vater resp. ein Angehöriger (aus meinem Unfall) ausrastet?" Diese Art von Fragen wollten die in tragische Kollisionen involvierte Fahrerinnen und Fahrer beantwortet haben. Seit über 10 Jahren sind wir im Schadensdienst auf solche Fragestellungen sensibilisiert. Wir wissen, dass vom ersten Moment an mit Angehörigen und Hinterbliebenen respektvoll umzugehen ist, sowohl auf der materiellen, wie auch der kommunikativen Ebene.

Es ist interessant festzustellen, wie Generationen unterschiedlich mit Schwierigkeiten umgehen. Während die über 50-Jährigen es sich gewöhnt sind,

allein mit Schwierigkeiten umzugehen, erwartet die Generation der unter 40-Jährigen Unterstützung als ihr zustehend. Sie sind sich gewohnt, Probleme mit professionellen Lernbegleitern oder Coaches hinter sich zu bringen. Eltern benützen heute gebotene Hilfestellungen in der Kleinkinderbetreuung, für jedes Schulalter und vieles mehr. In der Stadt Zürich war es bereits vor zehn Jahren Usanz, dass Kindern durch das Schulamt am Ende der Mittelstufe ein Stressbewältigungskurs für die Oberstufe angeboten wurde. Mit solchen "Lernprogrammen im Rucksack" wird es zunehmend selbstverständlich, auch bei der Bewältigung von traumatogener Stress professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Unsere Fahrer stammen fast aus der ganzen Welt, aus Afrika, Südamerika, dem fernen und dem Nahen Osten. Jeder, welcher in der näheren oder weiteren Umgebung Zürichs lebt und die gestellten Anforderungen für den Fahrdienst erfüllt, kann eingestellt werden. Unsere Fahrer haben auch verschiedenste Ursprungsberufe: Lehrer, Musikwissenschaftler, Piloten, Krankenschwestern, Verkäufer oder Handwerker. Dies gilt es bei den Debriefings zu berücksichtigen. Manchmal braucht es dann nicht nur "Fingerspitzengefühl", sondern zusätzliche Kenntnisse: Ich mag mich an ein Debriefing mit einem Buschauffeur erinnern, welcher aus dem Nahen Osten stammt. Der Mann hatte in seiner Heimat einige Jahre auf Baustellen grosse Baumaschinen gefahren. Obwohl er bereits über zehn Jahre in der Schweiz lebt und auch unsere Sprache gut versteht und spricht, zeigte er bereits in der Phase der Kognition, insbesondere aber bei der Erarbeitung der Gefühle, Besonderheiten. Verständlich - wenn sein "seelisches Vorleben" berücksichtigt wird: Wenn diese Leute auf den Baustellen etwas Kritisches äusserten, waren sie sehr bald - wie vom Erdboden verschluckt - weg und nie mehr gesehen. In Ländern und Regionen - nicht mehr als eineinhalb oder zwei Flugstunden von uns entfernt - sind Vergewaltigungen, Erschiessungen und Kidnapping derart an der Tagesordnung, dass es kaum eine Familie ohne Realerfahrungen gibt. Fahrdienstleute aus diesen Regionen können bei uns ihren Job tadellos ausführen. Im psychologischen Nachgespräch fallen aber solche seelischen Vernarbungen nicht selten auf und sind adäquat zu berücksichtigen.

Immer wieder begegnen wir der Frage: "Weshalb betreuen die Verkehrsbetriebe Zürich Ihre Mitarbeitenden nach schwierigen Ereignissen? Ursprünglich handelte es sich um einen politischen Auftrag. Vor ca. 30 Jahren wurde im Europarat in Strassburg der Auftrag: "Bereitsein für die Katastrophe" den Mitgliedstaaten übertragen. Die Schweiz als ständiges Mitglied im Europarat delegierte diesen Auftrag vom Bundesrat ausgehend an die Kantone und die Betriebe. Unter den geänderten gesellschaftlichen Aspekten der letzten 10 Jahre haben Grossbetriebe diesen Auftrag auch mit firmen-internen Care-Teams umgesetzt. Bei der VBZ Züri-Linie ist die Durchführung von psychologischen Debriefings im Rahmen einer mehrstufigen Care-Organisation zu einem Kulturelement geworden. Die Direktion der Verkehrsbetriebe Zürich will, dass die Mitarbeitenden nach traumatogenen Ereignissen (heftige Kollisionen und andere Vorkommnisse, die wesentlich über die bisherigen Erfahrungen hinausgehen) seelisch gesund bleiben. Das hat - nebst der Be-

triebsfürsorge - auch mit Geld zu tun. In den letzten zehn Jahren vor der Debriefingepoche kam es im Zusammenhang mit traumatisierenden Ereignissen zu acht Vor-Pensionierungen wegen Invalidität. Vorher hatten sich diese Mitarbeitenden mit Psychopharmaka und Kollegen- oder Vorgesetztengesprächen mehrere Jahre "über Wasser" gehalten. Erst drei bis sechs Jahre nach den folgenschweren Vorfällen, als die Arbeitsausführung völlig versagte, meldeten sich diese Bediensteten beim Sozialdienst. Betriebswirtschaftlich - wie auch volkswirtschaftlich - schlagen solche Fälle bald mit grossen fünf- bis sechsstelligen Beträgen zu Buche. Daher ist es in der Tat in jeder Hinsicht lohnend, wenn der bereits vor 30 Jahren entstandene Auftrag mittels Care- resp. Debriefings-Teams in den Betrieben umgesetzt und gelebt wird.

Willy Villiger ist Leiter der Schadensdienste der VBZ und Debrieger:

Die Anwendung einer strukturierten Vorgehensweise bei der Bewältigung des Erlebten und der Reintegration in den Arbeitsprozess nach einer existenziell bedrohlichen Lebenssituation. Egon Walder

Dieser Artikel soll darstellen, was für Auswirkungen eine Zugskollision auf einen Lokführer haben und wie damit umgegangen werden kann. Es ist Freitag Abend! Ein Schnellzug fährt schleichend durch die Agglomeration einer Grossstadt. Für den Mitarbeitenden der Bahnunternehmung ist es beruflicher Alltag! Bei einer plötzlich auftretenden Problemsituation spielt die Berufserfahrung, das Interpretieren der Vorschriften und die angepasste Reaktions- und Handlungsfähigkeit eine wichtige Rolle um den Anforderungen des Unternehmens, Pünktlichkeit, und Sicherheit von Fahrgästen und Angestellten, zu genügen.

Der Lokführer hatte den abfahrbereiten Zug an der letzten Haltestelle übernommen. Alle Voraussetzungen für die Abfahrt seines Zuges waren gegeben. Nach kurzer Fahrzeit war ein erster planmässiger Halt vorgesehen. Beim Einleiten des Bremsvorgangs wurde eine fast unmerkliche Verzögerung wahrgenommen! Der Bremsvorgang wurde verstärkt, doch ohne Wirkung. Nun aktivierte der Lokführer die Sicherungseinrichtungen im Führerstand und die Schnellbremsung, das heisst alle zum Anhalten eines Zuges möglichen technischen Komponenten sind aktiviert und die Handlungsmöglichkeiten des Lokführers ausgeschöpft. Der Lokführer denkt: Ich kann nichts mehr machen! Ich bin verloren! Niemand sonst nimmt das nahende Unheil wahr! Eigentlich ist es wie an vielen anderen Freitag Abenden. Ein Zug fährt in einen Bahnhof ein. Die Handlungsunfähigkeit, das ohnmächtige Ausgeliefertsein und die persönliche existenzielle Bedrohung lassen die Realität zum Alptraum werden und widersprüchlichste Gefühle auftreten. Der Lokführer überlebte den erfolgten Unfall leicht verletzt. Aber er wurde von weiteren Wahrnehmungen belastet: er stand in der Öffentlichkeit und spürte die Last, am Unfall „schuld“ sein zu können.

Sein Bedürfnis, unmittelbar nach dem Ereignis, war, so schnell wie möglich darüber sprechen zu können, gerade auch weil für ihn primär unerklärlich war, wie das Ganze passieren konnte, er dann aber schnell erfuhr, wie es zum Bremsversagen gekommen war.

In der Folge wurde die Nachbetreuung der SBB, spezialisiert auf die Krisenberatung nach Extremsituationen, beigezogen. In Gesprächen wurde der Vorfall mit der betroffenen Person behandelt. Die begleitete Auseinandersetzung mit dem Vorgefallenen begann in einem strukturierten Gespräch mit dem Ziel, die Person zu stabilisieren. Es wurden die Fakten des Ereignisses geklärt und dann im weiteren auch nachgefragt, was im Moment schwierig sei. Mit dem Eingehen auf diese Schwierigkeiten konnte viel nötige und beruhigende Information über die Normalität und Natürlichkeit von psychosomatischen Reaktionen auf diese momentane Lebenssituation gegeben werden. Wichtig dabei war, die persönlichen Ressourcen des Betroffenen und seines Umfelds zu aktivieren. So wurde es dann für den Betroffenen möglich, das Erlebte auszuhalten, auch wenn er noch vierzehn Tage später sagte: „Ich werde nie mehr in einen Führerstand steigen und einen Zug führen“. In einem Zeitraum von drei Monaten wurden fünf Gespräche durchgeführt. Dabei wurden nicht nur der Ablauf des Ereignisses, d.h. die Geschichte geklärt, sondern auch die Gefühle und Reaktionen darauf, der neuste Stand der Untersuchungen und die Weiterentwicklung der persönlichen Situation. Durch die Klärung, der im Raume stehenden Fragen, gelang es, beim Betroffenen fortwährend Fragen und Zweifel aufzulösen. Mehrmals wurde die Fahrt des Unfallzuges mit verschiedenen Betrachtungsweisen von Wahrnehmung, Überlegungen und Handlungen besprochen. So konnte der Betroffene schliesslich seine professionelle Handlungsweise wahrnehmen und den Mut finden, einen ersten Fahrversuch zu wagen: Er wollte noch einmal eine Fahrt im Führerstand machen und erst anschliessend entscheiden, ob er seinen Beruf wirklich nicht mehr ausüben könne. Er wünschte, den gleichen Zug, mit gleichem Fahrplan und derselben Strecke nochmals zu fahren. Schrittweise wurde er danach in eine normale Lokführertätigkeit wieder eingeführt, anfänglich begleitet durch einen Berufskollegen. Drei Monate nach dem Ereignis fuhr er an einem Freitag Abend die gleiche Fahrt als Lokführer. Seit dieser Zeit arbeitet er wieder selbständig als Lokführer.

Ausblick: Zusammenfassend möchte ich zeigen was für Punkte wichtig sind, um nach Grenzerfahrungen die Lebensqualität zu erhalten und die Schönheiten des Daseins wieder wahrnehmen zu können.

Persönliche Auseinandersetzung: Konfrontation mit dem Ereignis

- Chaotischen Zustand ordnen durch möglichst genaues Wahrnehmen des Geschehenen
- Besprechung der Kognitionen
- Beschreibung der Gefühle und Erkennen der Emotionen
- Abholen, Besprechen und Normalisieren von Befürchtungen und Ängsten

Aktivierung

- Selbstschutz durch Stress Management und andere adäquate Aktivitäten fördern
- Schützen und stützen des sozialen Umfeldes
- Mut geben zu einer bestimmten und definierten Handlung (Ritual), als ersten Schritt um das Erlebte zu integrieren

Selbständigkeit

- Verantwortung und Aufgaben bei der betroffenen Person belassen
- Erlangen einer guten Lebensqualität

- Erkennen und spüren lassen der Freude am Leben und der Arbeit

Der respektvolle Umgang mit der betroffenen Person, die offene Auseinandersetzung und die strukturierte Ereignisnachbesprechung helfen dabei, eine Erinnerung zu entwickeln, die zeigt, was „Ich“ als Mensch nach einer ausweglosen Lebenssituation zu leisten im Stande bin!

Egon Walder ist Leiter Nachbetreuung SBB AG, Bern und Debriefingtrainer

Kollision zwischen zwei Tramzügen und einem Auto Beat Jud und Ulrich Keller

Leicht abgewandelt aus „Schweizerische Feuerwehr-Zeitung 4-2004“

Unfallhergang und Einsatzablauf Am Donnerstag, 30. Oktober 2003, zwischen 14 und 15 Uhr fährt ein ortsunkundiger Autolenker mit seinem Fahrzeug auf der Löwenstrasse in Richtung Hauptbahnhof. Hinter ihm fährt eine ebenfalls ortsunkundige Lenkerin, die auf dem Rücksitz des Mittelklassewagens ihren ungefähr fünfjährigen Sohn mitführt. Beim Löwenplatz geraten die beiden Autos aus noch ungeklärten Gründen auf das Tramtrasse. Sie fahren zwischen den Traminseln durch die Haltestelle und überholen den sich in Richtung Hauptbahnhof in Bewegung setzenden Tramzug der Linie 14. Aus der Gegenrichtung nähert sich gleichzeitig ein Tramzug der Linie 3. Dem vorderen Auto gelingt es, das Überholmanöver abzuschliessen und vor den kreuzenden Tramzügen nach rechts auf die normale Fahrspur zu wechseln. Die Lenkerin des zweiten Fahrzeuges kann nicht mehr ausweichen, und es kommt zur Kollision. Obwohl die Führer beider Tramzüge sofort nach Erkennen der Gefahr eine Notbremsung eingeleitet haben, weisen die beiden Trams noch eine Geschwindigkeit von 18 km/h bzw. 20 km/h auf. Das Auto wird zwischen den beiden Trams eingeklemmt, und einzelne Drehgestelle der Trams entgleisen. Unmittelbar nach der Kollision beginnt das völlig verformte und zusammengedrückte Auto zu brennen. Der Besatzung des ersten Polizeiautos und einigen Passanten gelingt es, mit Pulverlöschern das Feuer einzudämmen. Die wenig später mit einem Grossaufgebot eintreffende Feuerwehr löscht den Brand vollständig und beginnt mit den Rettungsarbeiten. Auf Grund der engen Platzverhältnisse ist dies sehr schwierig. Deshalb werden von Anfang an von der Feuerwehr ein Pionierzug (mit Absperrfahrzeug TLF, Pionierfahrzeug, ULF), 14 AdF, ein Löschzug (mit TLF, ADL, Einsatzleitfahrzeug), 10AdF 1Pikettoffizier, und von der **Sanität** 4Rettungswagen, 1Einsatzambulanz, 1Notarztfahrzeug, 1Kommandofahrzeug mit 10 Rettungssanitäterinnen und -sanitäter, 2Notärzten, 1Einsatzleiter, und 2Assistenten Einsatzleiter eingesetzt: Die direkten Rettungsmassnahmen und die Vorbereitungen für das Seitwärtsziehen der in Richtung Hauptbahnhof stehenden Tramkomposition, um mehr Platz zu schaffen sind durch die starke Verformung des Autos erschwert. Es gelingt, zuerst das Kind und später die Mutter aus dem zerstörten Auto zu befreien. Leider kann beim Kind nur noch der Tod festgestellt werden. Nach einer Erholungspause für die Feuerwehrleute geht es darum, in Zusammenarbeit mit dem technischen Dienst der VBZ die entgleisten Drehgestelle wieder in die Schienen zu bringen, damit die Wagen ab-

geschleppt werden können. Nach über vier Stunden Unterbruch wird die Strecke für den Tram-, Bus- und Autoverkehr wieder freigegeben.

Die engen Platzverhältnisse erschwerten die Rettungsarbeiten ausserordentlich. Beim vorliegenden Unfall handelte es sich um einen sehr belastenden Einsatz für alle beteiligten Rettungskräfte. Die Mitarbeitenden von Schutz & Rettung sowie der Polizei konnten noch vor Ort auf die Betreuung durch die Polizei- und Feuerwehrseelsorgerin zählen. Ein Kaderangehöriger der Feuerwehr hat später –als Teil seiner persönlichen Verarbeitung des Ereignisses – einen Text über das Geschehen verfasst. Dieser Text, der vielleicht in einem für die Feuerwehr ungewohnten Stil gehalten ist, zeigt das Ereignis für einmal aus einer anderen Sicht als jener der Fakten rapportierenden Einsatzleitung. Er lässt erkennen, dass trotz all unseren technischen Hilfsmitteln in der Feuerwehr immer noch der Mensch die wichtigste Rolle spielt.

Leben und Tod gehören zur Feuerwehr wie Sonne und Regen zum Wetter! Ulrich Keller

An diesem 30. Oktober steht bei uns in der Berufsfeuerwehr die Holzerübung auf dem Programm. Um 7.45 Uhr fahren wir, zwei Instruktoressen und der Kleinalarm mit 6AdF, nach Höngg in den Wald. Die Übung beginnt um 8.00 Uhr mit einer kleinen Einführung: wichtigster Punkt: eigene Sicherheit! Das Wetter ist herbstlich, windig und trocken. In der «Znünpause» kommt das Thema Herbststurm zur Diskussion. Wann ist der Sturm zu stark? Gibt es Vorschriften? Wer entscheidet? Als Instruktor entscheide ich nun, trotz der Windstärke weiterzumachen. Wir arbeiten in zwei Gruppen weiter. Nun sind wir in meiner Gruppe bereit, einen Baum zu fällen. Als Gruppenverantwortlicher gehe ich ein Stück durch den Wald, um die andere Gruppe zu warnen. Plötzlich kracht es etwa 5m neben mir, und ein dürrer Baum mit etwa 40 cm Durchmesser liegt mir zu Füssen! Eine Windböe hat den Baum entwurzelt. Der Schreck sitzt tief! Ich versammle die Kollegen, um die neue Situation vor Ort zu besprechen, denn ich sehe die Sicherheit der Leute meiner beiden Gruppen nicht mehr gewährleistet. In der Einsatzzentrale informiere ich mich über die Wetterentwicklung. Föhnsturm ist angesagt, darum Übungsabbruch. Am Nachmittag findet keine Übung mehr statt; wir sind in der Wache am Retablieren.

Nachmittag: Dong-Dong-Dong! Spezialalarm, Pionierzug: Tramunfall mit PW, Löwenstrasse. Ca. 14.00 Uhr. Etwa zwei Minuten später nochmals der Gong! Grossalarm: 2.Löschzug, Tramunfall mit Brand, Löwenstrasse! Ich renne in die Garage. Als Chef ADL komme ich mit dem zweiten Fahrzeug auf den Platz. Die ADL brauchen wir nicht und stellen sie etwas abseits. Das TLF wird auf der Seite Löwenplatz positioniert. Der Pionierzug ist auf der Bahnhofseite bereits im Löscheinsatz. Auf unserer Seite ist ein Zugang zum verunfallten PW zwischen den beiden Tramzügen möglich. Ein Bild des Grauens! Auf der Strasse liegen einige Pulverlöschers, die von Passanten und Tramführern abgeschossen wurden, um den in Brand geratenen PW zu löschen. Mein erster Gedanke: Lebt da noch jemand in diesem Blechknäuel? Der Einsatzleiter Front verlangt Schere und Spreizer. Wir zwängen uns zu dritt zwischen die Trams und nehmen einen ersten Augenschein. Die Lage ist sehr kompliziert und eng. Im

PW können wir eine Person auf dem Fahrersitz erkennen, die ansprechbar ist. Sie hat starke Verbrennungen am rechten Arm und wird durch die Frontscheibe von der anderen Seite her etwas gekühlt. Es riecht nach Löschpulver und verbranntem Kunststoff. In dem total zusammengedrückten Blechhaufen sehen wir plötzlich durch einen kleinen Spalt auf dem Rücksitz den Kopf eines Kindes. Der vierjährige Bube ist total zusammengequetscht. Wir kommen nicht an ihn heran.

Die erste Bergung Jetzt fängt unsere Arbeit an. Wir können mit dem Spreizer die vordere Türe etwa einen halben Meter aufdrücken, bis sie am linken Tram ansteht. Nun kann der Notarzt eine erste Beurteilung der Lenkerin vornehmen, und eine Infusion wird eingeleitet. Dazu beugt sich der Notarzt aus dem zerbrochenen Fenster des Trams. Die aus den Platzverhältnissen resultierende Behinderung erfordert dauernde gegenseitige Absprachen und eine sehr gute Zusammenarbeit von Rettungssanitätern und Feuerwehrleuten. Wir müssen uns etwas zurückziehen, weil zu wenig Platz vorhanden ist. Die verletzte Frau ist nun versorgt. Aber leider muss uns der Notarzt den Tod des Kindes mitteilen. Wir arbeiten weiter. Die Türe können wir nicht abschneiden, weil es einfach zu eng ist. Nun probieren wir mit dem Hydraulikzylinder die A-Säule nach vorn zu drücken, mit Erfolg. Jetzt reicht der Platz aus, um die hintere Türe mit dem Spreizer etwas von der B-Säule wegzudrücken. Mit der Schere können wir nun die Türscharniere durchschneiden und die hintere Türe entfernen. Erst jetzt kommen wir an das Kind heran. Es ist angegurtet und mit den Füßen zwischen Vordersitz und Sitzfläche eingeklemmt. Wir schneiden die Gurten entzwei und können das Kind nun zwischen den beiden Lehnen herauslösen. Bei den Füßen gelingt es, mit dem Spreizer die Sitzpolster auseinander zu drücken. Mit der Hand kann ich nun unter die Füße gelangen und sie so herausziehen. Nun ist das Kind befreit, aber leider kommt die Hilfe zu spät. Getränke werden gebracht. Das tut gut bei dieser Anspannung.

Die zweite Bergung Jetzt müssen wir uns der verletzten Lenkerin widmen, die der Notarzt mit Medikamenten versorgt hat. Sie ruft während der ganzen Aktion immer wieder nach ihrem Sohn. Sie weiss nicht, was mit ihm passiert ist. Da sie wegen der Verbrennungen gekühlt wurde, hat sie nun ein neues Problem mit zu tiefer Körpertemperatur. Mit Wärmedecken zudecken ist aus Platznot nicht möglich. Inzwischen beginnt die Einsatzleitung eine Tramverschiebung seitwärts vorzubereiten. Sollten die Platzverhältnisse für die Bergung wirklich nicht ausreichen, könnte dadurch mehr Raum geschaffen werden. Die Lenkerin kann nur die beiden Arme und den Kopf bewegen. Sie ist auch angegurtet und total im Sitz eingeklemmt. Wir schneiden nun mit der Schere die B-Säule oben und unten durch und kommen so wieder einen Schritt weiter. Die Rückenlehne ist vom Dach nach vorn gedrückt worden. Die Einsatzleitung drängt, weil es so lange dauert. Der Notarzt befürchtet eine massive Unterkühlung der nassen Patientin. Wir können aber nicht schneller arbeiten, weil alles so eng und zerquetscht ist. Wir versuchen, die Frau etwas zu bewegen, aber sie sagt uns, dass sie total in den Sitz geklemmt sei. Ein Kollege versucht, durch die Frontscheibe mit dem Messer ihre Jacke, die mit dem Sitzpolster

verschweisst ist, durchzuschneiden. Der Sicherheitsgurt ist total verklemt zwischen ihrem Oberkörper und den Oberschenkeln. Wir müssen zuerst etwas Platz schaffen, damit wir den Gurt durchschneiden können. Mit dem Hydraulikzylinder gelingt es, von der Türe, die am linken Tram ansteht, die Rückenlehne an der Seiten-Airbag-Patrone (war ausgelöst) nach hinten zu drücken. So können wir etwa 10 cm Platz gewinnen. Jetzt kann die Verletzte sich etwas bewegen, und wir bekommen auch ihre Beine frei. Ich kann den Unterarmgriff ansetzen, und der Kollege oben auf der Frontscheibe, der sie inzwischen freischneiden konnte, kann ihre Beine zwischen dem Sitz hochziehen. Endlich ist die Frau geborgen, und auf dem Rettungsbrett geht es sofort in den Rettungswagen der Sanität. Die ganze Bergungsaktion dauerte fast zwei Stunden. Unsere Arbeit ist getan. Jetzt kann ich loslassen; es hat mich im ersten Moment richtig durchgeschüttelt! Wir sind alle total erschöpft und müssen erst mal etwas trinken. In einem geschützten Hauseingang können wir uns etwas erholen, und es wird nach unserem Befinden gefragt. Die Antwort von allen vier AdF, die unmittelbar an der Front waren, heisst: «Alles in Ordnung; die Schicht geht erst am nächsten Morgen zu Ende!»

Debriefing: Die Verarbeitung solcher Einsätze ist sehr wichtig. In der Berufsfeuerwehr Zürich können wir dazu die Hilfe eines Teams von speziell ausgebildeten Kameraden und unserer Polizei- und Feuerwehrseelsorgerin in Anspruch nehmen (erste Gespräche mit der Seelsorgerin fanden noch am Einsatzort statt). Ebenso gehört aber das Zusammensitzen am runden Tisch dazu, um den Einsatz bei einer Tasse Kaffee oder einem anderen Getränk zu besprechen. Damit die interessierte Feuerwehrwelt auch einen Einsatzbericht der etwas besonderen Art zu lesen bekommt, habe ich mich entschieden, diesen Bericht zu schreiben. Er sollte zeigen, wie ein Einsatz aus der Sicht eines Feuerwehrmannes, nicht aus der Sicht eines Einsatzleiters, aussieht. Zudem habe ich festgestellt, dass durch das Schreiben auch eine Art Verarbeitung stattfindet. .

Beat Jud ist Hauptmann und Ulrich Keller Feuerwehrmann und Instruktor bei der Berufsfeuerwehr bei Schutz & Rettung Zürich

Die Löwenstrasse und die Tramführer Willy Villiger

Ich möchte nicht über eine lange Liste von Verstössen gegen Verkehrsregeln und über strafrechtliche Tatbestände berichten, welche zum Unfall führten. Weil wir von den zuständigen internen Stellen sehr bald um Durchführung von Debriefings gebeten wurden, ist von den seelischen Erfahrungen zu berichten.

Die involvierte Wagenführerin arbeitete - bis sie zu den VBZ in den Fahrdienst wechselte - als Kinderkrankenschwester in einem stadtzürcher Spital. Sie verliess ihre Stelle als Abteilungsleiterin, weil Personaleinsparung angesagt war. Mit ihrem Weggang konnte sie einem nahen Verwandten, welcher auf ihrer Abteilung arbeitete, die Arbeitsstelle erhalten. Diese Wagenführerin, welche über 20 Jahre Kinder im Spital pflegte, war in den tragischen Unfall involviert, in welchem ein Kind umkam. Eine PW FahrerIn geriet auf das Tram Eigentrassee, auf welchem sie das Tram (der ex Abt.-Leiterin) überholte. Der

PW wurde zwischen diesem Tram und dem Gegenkurs eingeklemmt. Das Auto fing Feuer. Die PW-Lenkerin und Mutter erlitt grossflächige Verbrennungen am Körper und an den Beinen. Ihr vierjähriger Bub auf dem Rücksitz, angeschnallt in einem Kindersitz, verstarb auf der Unfallstelle.

Die Wagenführerin zeigte beim Debriefing wertvolle religiöse Ressourcen, gut verwendbar im Debriefing. Beim vierten Debriefing-Schritt (Emotion) galt es, riesige Beklemmungen in der Brustgegend, brandschwarze Trauer und erdrückende Angst in einfühlendem Respekt zu erarbeiten und dann mit grosser Würde abzulegen. Zwischen dem ersten und zweiten Teil des Debriefings hatten wir regen Schriftwechsel via Mail. Nach drei Wochen konnte die Wagenführerin wieder fahren. Weil sie ohnehin auf ein 80%-Pensum reduzieren wollte, konnte diesem Wunsch gleich entsprochen werden. Beim Debriefing 2. Teil wusste ich bereits von den Schriftwechseln, dass 90% der seelischen Belastung abgelegt worden waren.

Der Wagenführer des Gegenkurses war am Tag nach der Kollision als Fahrgast im Tram. Er hörte mit an, wie Leute auf der Sitzreihe vor ihm über das folgenschwere Ereignis diskutierten: Den Tramchauffeur sollte man...(Möglichkeiten wie man einen Menschen umbringen kann wurden genannt.) Das war nun wirklich nicht Balsam auf seine auch verletzte Seele. Verwundert hat es ihn allerdings nicht. Über einen Lokalsender war bald nach dem Ereignis ein Interview zu hören. Der Befragte erzählte sinngemäss: In der Stadt Zürich machen Fahrdienstmitarbeitende Jagd auf Personen und Autos, welche im Schienenbereich sind. Äusserungen dieser Art peitschten bei der Bevölkerung Emotionen enorm auf. Was kann man jedoch gegen solche Äusserungen machen? Dass ein Tram einen dreifachen Bremsweg gegenüber einem Pneu-fahrzeug hat, dass eine Anhaltstrecke aus Brems- und Reaktionsweg besteht usw. wird in solchen Momenten völlig ausgeblendet. "Revolver-Medienberichte" können wohl Einschaltquoten erhöhen, sind de facto aber Vorverurteilungen übler Art. Fakt ist, und das darf an dieser Stelle genannt werden, dass die Untersuchungsbehörde nach Monaten intensiver Abklärungen, bei beiden Fahrdienstangestellten nicht das geringste Mitverschulden gefunden hat.

Aber nun wieder zurück zum Debriefing mit dem Wagenführer des Gegenkurses: Ähnliche Emotionen wie bei der Tramfahlerin wurden aufgearbeitet. Auch mit ihm bestand zwischen dem Debriefing Teil 1 und 2 ein reger Gedankenaustausch - jedoch via Telefon. Nach zehn Tagen konnte er sein Vollzeitpensum als Wagenführer wieder aufnehmen. Seine nachhaltigste Angst war, ob ihm wohl jemand nachstellen könnte: Auf dem Weg zur Arbeit - an seinem Wohnort - beim Einkaufen im Lebensmittelgeschäft - während der Nacht beim Schlafen? Er meinte: Bekanntlich braucht es nur eine Person, welche so ein Ereignis zum Anlass nimmt, um in unkontrollierter Art sich durchzusetzen. Mit dem Debriefing 2. Teil konnte sich der Wagenführer auch von diesen Ängsten definitiv lösen.

Es darf vermeldet werden, dass die seelische Erleichterung durch die Debriefings von beiden Fahrdienstmitarbeitenden als äusserst wertvoll und wichtig bezeichnet wurden. Die Dankbarkeit gegenüber dem Debriefier wurde mehrmals und in grossem

Umfang dargetan. Jedoch auch dieser Teil eines Debriefings untersteht der hundert-prozentigen Verschwiegenheit. Daher ist wohl zu verstehen, wenn keine Details genannt werden können.

Es braucht aber noch eine weitere Positivmeldung, um diesen Kurzbericht - geprägt von grossem Leid und enormer geleisteter Seelenarbeit - abzuschliessen. Gemäss Strafgesetzbuch (StGB) Art. 66bis kann ein Verzicht auf Weiterverfolgung und Strafbefreiung vorgesehen werden, wenn dies die Umstände rechtfertigen. Vom zuständigen Bezirksanwalt war nach Abschluss der Untersuchungen zu vernehmen, dass er vom Paragraphen 66bis Gebrauch macht, gegenüber der PW-Lenkerin.

Zeit heilt Wunden. Wir sind dankbar, dass mit der Zeit auch diese seelischen Wunden mehr und mehr abheilen konnten.

PS auch die Autofahrerin wurde psychisch betreut und beim Abschiednehmen von ihrem toten Kind begleitet. Eine Beschreibung dieser Arbeit ist in Vorbereitung und wird – hoffentlich von den zuständigen Stellen zur Publikation im nächsten Bulletin frei gegeben werden.

Kritische Ereignisse mit Kindern und Care Aufgaben Gisela Perren-Klingler

In fast jedem Kurs, in welchem CARE und Debriefingstechniken gelehrt werden, taucht die Frage auf, was man mit Kindern mache. Jedes Mal lautet meine Antwort in etwa gleich: Hände weg von Kindern, das ist nur für Leute mit Erfahrung: Erfahrung in CARE Einsätzen und berufliche Erfahrung mit Kindern.

In kritischen Ereignissen können Kinder auf verschiedene Weise betroffen sein:

- Sie sind selber verletzt und werden von den medizinischen Diensten betreut.
- Sie sind Zeugen von Unfällen oder Verbrechen geworden, ihre Eltern sind aber präsent.
- Sie sind Zeugen und gleichzeitig betroffen: Ein Elternteil kommt im Unfall um, wird umgebracht, aber der andere Teil ist präsent.
- Sie sind Zeugen und gleichzeitig betroffen: „When father kills mother“ wie das Buch der englischen Kinderpsychiaterin Dora Black heisst. In diesem Fall verlieren die Kinder Vater und Mutter: Die Mutter ist ermordet und der Vater kommt ins Gefängnis oder suizidiert sich auch noch.

CARE Teams haben in diesen verschiedenen Situationen verschiedene Aufgaben.

- Solange Eltern da sind, können auch nicht speziell ausgebildete CARE Team Mitglieder den Eltern Unterstützung geben, vielleicht sogar Tipps oder mitgebrachtes Spielzeug zur Verfügung stellen. Ihre Hauptaufgabe ist, den Eltern soviel Entlastung und Information zu geben, dass sie ihre Elternaufgabe auch in dieser schwierigen Situation wahrnehmen können. Gewisse CARE Teams haben Kits bereitgestellt, in welchen Kartenspiele, Papier und Farbstifte für die eventuell vorhandenen Kinder figurieren.
- Sobald aber Kinder keinen ihnen bekannten Erwachsenen, weder Vater noch Mutter, noch Onkel oder Tante mehr haben, müssen – im Sinne des Peer Gedankens-Erwachsene, die mit Kindern professionell zu tun haben, eintreten. Ob es-

natürlich in CARE ausgebildete- LehrerInnen, Kinderkrankenschwestern, oder KinderpsychologInnen sind, ist relativ unwesentlich: Sie müssen Erfahrung im praktischen Umgang mit Kindern, Wissen über entwicklungspsychologische Besonderheiten und die Fähigkeit besitzen, Kindern ehrlich und doch nicht überwältigend Information abzugeben und wissen, wie Kinder in Extremsituationen reagieren. Wenn diese CARE- Team Mitglieder sich um Kinder so lange gekümmert haben, bis das bekannte soziale Netz mit einem Familienanschluss eintritt, werden Kinder meist kein Debriefing mehr brauchen. Sollten sie aber – aus irgendwelchen Gründen doch noch eines brauchen, müssen wieder – spezielle Debriefing gesucht werden.

Nach Naturkatastrophen oder Kriegen, wo ganze Bevölkerungsgruppen betroffen sind, ist es wichtig, dass die Schule so schnell wie möglich – im kürzest möglichen Zeitintervall – funktioniert, das bringt Normalität für die Kinder und beschäftigt sie. Natürlich ist es wundervoll, wenn dann Lehrer noch etwas von psychischen Effekten traumatischer Erfahrungen wissen und dies – im Rahmen der Schulstunden- einbringen können. Eine Lehrerin aus den Barbados hat mir erzählt, wie sie, nach einem schlimmen Hurrikan den Kindern während zwei Monaten neben dem Stress Management, das sie mit den Kindern übte, das ganze Schulprogramm unter dem Gesichtswinkel des Hurrikans brachte: Mathematik zum Berechnen von Windgeschwindigkeiten, Geographie zum wissen, woher Hurrikane kommen, Literatur für Novellen über das Meer und Stürme, usw. Richtiges Verhalten vor einem angesagten Hurrikan wurde besprochen und geübt, usw. usw. Damit gab sie den Kindern Verständnis und Kontrolle zurück, wahrhaft salutogenetische Arbeit. Den Test bestand die Lehrerin, als eines Nachmittags wieder drohende Wolken am Himmel aufzogen. Die Kinder zeigten sich nicht erschreckt, sondern sagten ihrer Lehrerin, sie wüssten, was es zu tun gebe, falls der Hurrikan sich den Barbados näherte...., sie hatten aus der Katastrophe gelernt – waren dran gewachsen.

Ziel ist auch bei Kindern, dass sofort nach dem Ereignis die Erschütterung aufgefangen wird, Verständnis so früh wie möglich entstehen kann und auch Kinder eine möglichst grosse Kontrolle zurückgewinnen. Diese Aufgabe ist anspruchsvoll und verlangt viel professionelles Wissen über Entwicklungsstufen. Kinder sind eben nicht nur Mini-Erwachsene, sondern eine Gruppe für sich. Wer keinen Schaden anrichten will, sollte sich an diese Gegebenheiten halten.

Wenn Kinder ihre Mutter durch einen Unfall verlieren, ein Beispiel Gisela Perren-Klingler

Im Winter 2003 fuhr eine Mutter mit ihren beiden Buben an einem Nachmittag Ski. Am Skilift fuhr der Ältere der beiden, 6 jährig, voraus, der Jüngere, 4 jährig war mit seiner Mutter am Bügel. Da das Trasse stark vereist war, fiel der Kleine vom Skilift und rutschte auf der eisigen Piste weit den Hang hinunter. Die Mutter verliess deswegen den Skilift auch, verlor den Halt und rutschte den Hang runter, Kopf voran direkt in den Masten einer Elektrizitätsleitung. Sie war auf der Stelle tot.

Der Grössere sah beim Hinunterfahren seine Mutter am Masten liegen, doch nichts von der schweren

blutigen Kopfverletzung. Er wurde von den Bergrettern mit seinem kleineren Bruder an einen geschützten Platz gebracht; man sagte ihm, die Mutter sei verunfallt und Papa komme gleich.

Der Vater rief mich am zweiten Tag an, um zu wissen, was er tun solle für die Kinder. Auf meine Fragen hin sagte er mir, dass seine Mutter, die im gleichen Haus wohne, nun koche, dass die beiden betroffenen Familien und das ganze Dorf Anteil nähmen. Ich fragte, ob die Kinder an der Beerdigung dabei seien, was der Vater als selbstverständlich ansah. Ich liess ihm offen, mir seine Kinder in einer Woche mal vorbeizubringen, um zu sehen, ob sie noch was mehr bräuchten.

Die Kinder kamen mit dem Vater zwei Wochen später. Zuerst sprach ich mit dem Vater: Das Leben der Kinder war durchorganisiert: Der Vater, der morgens früh um 5 zur Arbeit muss, sieht die Kinder morgens nicht. Hingegen kommt seine Mutter und weckt sie, macht ihnen Frühstück und gibt ihnen auch das Mittagessen. Abends um 16 Uhr, nach der Schule ist der Vater da und kocht für sich und die Kinder Abendessen, spielt mit ihnen usw. Am schulfreien Mittwoch Nachmittag kommt seine Schwester, Patin des einen Kindes, kocht Mittag und macht dann etwas mit ihnen. Die Sorge des Vater war, dass sich der Jüngere schuldig am Tod der Mutter fühlen könnte.

Als zweites sprach ich mit den beiden Kindern: Sie erzählten mir, wie sie mit dem Vater vom Pfarrer erfahren hätten, dass die Mutter tot sei. Sie hätten alle geweint. Auch jetzt kriegte der Ältere nasse Augen. Jeden Abend würden sie für ihre Mutter beten. Der Kleinere sprach relativ wenig vor seinem Bruder. Deswegen sprach ich mit ihm auch noch alleine. Er erzählte mir spontan, dass er nicht verletzt worden sei, weil er einen Helm getragen hätte, Mami hingegen nur ein Stirnband. – Mit dieser Beschreibung konnte ich den Vater in seiner Sorge entlasten und ihn bitten, das Problem der Schuld für sich selber zu behalten. Mit allen Dreien sprach ich dann noch über den veränderten Tagesablauf und schlug den Kindern vor, abends der Mama immer das schönste Ereignis des Tages zu erzählen, vor dem Beten. Ich tat dies, um nicht nur eine Totenbitte beten zu lassen, sondern um die Kinder mit guten Erinnerungen, die sie der Mutter erzählten, beim Trauerprozess zu unterstützen. Den Vater wies ich darauf hin dass es wundervoll sei, wenn er soviel für seine Kinder machen könne und sie eigentlich nur wenig Änderungen erlebten. Hingegen sei es wichtig für ihn, sich in Zukunft auch Freiräume zu gestatten, denn es gehe noch lange, bis die Kinder gross seien und sein Trauerprozess brauche auch Zeit.

Ich sah die Drei ungefähr acht Wochen später nochmals: Den Kindern ging es gut, ihr Tagesablauf war, wie oben beschrieben, sehr strukturiert, sie machten viele schöne Dinge mit Vater, Tanten und Grosseltern. Der Vater war nun stärker mit der Trauer um seine Frau beschäftigt, doch sehr erleichtert, als ich ihm sagte, dass für seine Kinder wirklich alles Nötige getan worden sei und weiter getan würde. Ich liess ihm selbstverständlich die Möglichkeit, bei Fragen oder Sorgen wieder bei mir anzurufen. Ich habe im letzten Jahr aber nie mehr etwas von ihm gehört.

Wenn Kinder gut betreut durch ihre normale Umgebung werden im Nachhinein zu einem traumatogenen Ereignis, braucht es keine Interventionen, nicht einmal ein

Debriefing. Häufig braucht es aber die Informationen des professionellen Helfers, um den für die Kinder verantwortlichen Erwachsenen die Sicherheit zu vermitteln, das Richtige zu tun.

Der Canyoning Unfall im Saxerriet aus der Sicht einer englischen Psychologin (27.7.1999) Gisela Perren-Klingler

Der Canyoningunfall bei Interlaken, bei welchem junge Menschen hauptsächlich englischer Muttersprache, Tourismuskäste, überlebten oder umkamen (27) ist sicher noch im Gedächtnis der meisten Leser. Am letztjährigen Kongress der ACISA (Australasian Critical Incident Stress Association) in Melbourne traf ich Pat Justice, eine Psychologin aus London, die damals vom Reiseveranstalter Contiki mit fünf andern Psychologen nach Interlaken eingeflogen worden war. Sie berichtete in ihrem Vortrag über ihre Erfahrungen: Aus ihrem Bericht wird auch heute noch das Chaos und die Betroffenheit spürbar, die nach dem Unglück in Interlaken zu herrschen schienen. Am wichtigsten scheinen mir folgende Bemerkungen in ihrer Präsentation zu sein:

- Der Auftrag an die eingeflogenen Psychologen war, Debriefings mit den Überlebenden zu machen. Sie merkten jedoch schnell, dass anderes wichtiger war: Begleitung und Information der ankommenden Familienmitglieder (in Schock und Trauer, nach 24 Stunden Flug, mit Jetlag, in einem total fremden Land), Begleitung der Familien bei der Identifikation ihrer toten Kinder, Stress Management und Trauerbegleitung. Es waren 18 Familien mit im Schnitt vier Personen angereist. Es galt zusätzlich, den überforderten Angestellten der verschiedenen Konsulate Information und Support zu geben. Die Anwesenheit bei der Pressekonferenz, wo die Emotionen sehr hoch gingen, war ebenfalls wichtig. All diese Arbeit musste proaktiv geschehen, d.h. die Psychologen mussten von sich aus die Bedürfnisse wahrnehmen und ihre Hilfe anbieten.
- Das CARE Team, welches sie in Zürich in Empfang nahm, habe bestens funktioniert.
- Die psychologisch ausgebildeten Schweizer in Interlaken hätten zwar alle Englisch gesprochen, seien aber mit den Bedürfnissen und kulturellen Besonderheiten dieser jungen Touristen aus anglophonen Ländern (Südafrika, Australien, Neuseeland und England) nicht vertraut gewesen.
- Kaum einer der jugendlichen Betroffenen benützte die angebotene Hilfe der englische Psychologinnen. Die Präsenz für die angereisten Familienmitglieder sei viel wichtiger gewesen, ebenso wie die baldige Normalisierung für die Betroffenen, wo ein Ausflug auf das Jungfrauoch stattfand und das in der gleichen Zeit angebotene Debriefing nicht benützt wurde..
- Sechs Monate später sah Pat Justice aber einen Überlebenden aus Australien, der in London studierte und bei ihr Hilfe suchte: Sie bot ihm ein Debriefing nach Mitchell an; dieses half ihm, seine traumatischen Reaktionen zu integrieren.– oder soll man dies bereits als PTBS(post-traumatische Belastungsstörung) bezeichnen?
- Anlässlich eines Aufenthaltes in Australien kontaktierte Pat Justice verschiedene Familien und fand heraus, dass einige gut unterstützt wurden (durch Familie, Freunde und Professionelle), andere aber

vollkommen sich selber überlassen worden und froh waren über ihre Nachforschungen- mindestens jemand kümmerte sich um sie.....

Pat Justice macht einige wichtige Reflexionen über ihren Einsatz:

- Vertrautheit mit kulturellen Gegebenheiten und Ritualen sind zentral. Es genügt also nicht, eine Sprache zu sprechen.
- Im Nachhinein denkt sie, dass es wichtig gewesen wäre, die Familien zum ersten Polizeikontakt zu begleiten, wo die offizielle Todes-Benachrichtigung und Informationsaufnahme durch die Berner Polizei stattfand.
- Sie sprach auch über ihre eigenen Voreingenommenheiten: Aus Südafrika kamen eine schwarze und eine weisse Frau: Sie nahm an, dass die Weisse die Vertreterin des diplomatischen Dienstes in Bern sei und die Schwarze die Mutter eines toten jungen Menschen. Doch es war genau umgekehrt. (Information ist auch hier zentral!).

- Sie erwähnte auch das Schweizer Personal auf Platz. Diese hatten nicht nur Kollegen und Kunden verloren und bei der Suche der Vermissten geholfen, sondern waren einer polizeilichen Untersuchung unterworfen und mussten zusätzlich mit neu ankommenden Reisegruppen weiter funktionieren.

Der junge Mann, den Pat Justice sechs Monate später gesehen hatte, hat zu ihren Händen sein Erlebnis und die Folgen davon niedergeschrieben. Darauf möchte ich noch kurz eingehen: Zuerst beschreibt er, wie er in seiner Gruppe den plötzlich ankommenden Wassermassen trotzen und er und alle Mitglieder seiner Gruppe sich retten konnten. Die Unsicherheits- und Chaosphase im Anschluss an ihre Rettung, wo alle nur sich selber überlassen waren, wird sehr eindrücklich beschrieben. Es seien zwar viele Leute um sie herum gewesen, doch niemand hätte ihm je ein Gespräch angeboten. Wichtig sei für ihn die Ankunft seiner Familie gewesen, die ihn unterstützt und überzeugt hätte, für kurze Zeit mit ihnen zurück nach Australien zu kommen, dann aber sein Studium in London fortzusetzen. In London, ohne sein Familiennetz, wurde er dann immer mehr von Flashbacks überrollt, kam nicht mehr zur Ruhe und nahm, auf Anraten von Freunden, Kontakt mit Pat Justice auf. Nach der Sitzung sei es ihm besser gegangen, doch denke er immer noch täglich an seine toten Freunde. *(Das ist eine gute Unterscheidung zwischen traumatischen Reaktionen und einem Trauerprozess!)*

Bewundernswert war in Pat Justices Ausführungen, dass nirgends ein Wort über Mängel auf der Schweizer Seite ausgesprochen wurde. Sie sagte nur, dass jedes Land seine eigene Weise habe, mit kritischen Ereignissen umzugehen.

Umso interessanter ist es, den Betrag von Ruth Mathys, die als Mitglied des SWISSAIR Care Teams berichtet:

Eindrücke aus meinen Betreuungseinsätzen nach dem Canyoning-Unglück Juli 1999 Ruth Mathys

Als Mitglied des Swissair-Careteams wurde ich am Mittwochabend Unfall passierte am Dienstagabend) angefragt, ob ich am Donnerstag in den Einsatz gehen könnte. Kurz vor Mittag am Donnerstag wurde mir mitgeteilt, dass ich eine junge Frau (Freundin des einzigen Engländer der Gruppe, den man mit einem speziellen Sonargerät im Briener-

see am Freitag dann fand) vom Flugplatz nach Interlaken begleiten sollte. Die Eltern des jungen Mannes waren bereits dort in einem Hotel untergebracht. Anschliessend sollten der Chauffeur und ich in Lauterbrunnen 8-10 Gruppenmitglieder abholen und sie zum Flughafen zurückbringen. Ich war froh, die junge Frau nicht durch den offiziellen Zoll bringen zu müssen, sie war recht apathisch. Sie erzählte mir dann im Auto, wie ihr Freund sie am Abend vor dem Ereignis angerufen und geschwärmt hätte, dass morgen der „grosse Tag“ sei, und das nächste Jahr würden sie dann diesen „Thrill“ gemeinsam unternehmen. Sie weinte, erzählte wieder und fragte auch oft, wo wir denn jetzt seien. Sie war zum ersten Mal in der Schweiz. So wurde die Fahrt ein Mix aus Trauer um ihren Freund, Neugier gegenüber dem neuen Land und Schweigen. In Interlaken stieg ich, bepackt mit ihren Sachen, zuerst aus dem Bus – die Eltern des Opfers hatten uns erwartet und die Begegnung war sehr traurig. Die Drei lagen sich in den Armen und weinten. Ich stand daneben, mit dem Gepäck, und wusste nur zu gut, was da abging. Mein Bruder, kaum 41-jährig, starb ein paar Jahre zuvor an einem massiven Herzinfarkt. Das plötzliche Ende und die Unfassbarkeit sind einfach schrecklich. Die Mutter bemerkte dann, dass ich ebenfalls mit den Tränen kämpfte und schloss mich einfach in den Kreis ein. Ich verabschiedete mich nach einer Weile, gab ihnen meine Tel. Nr., falls ich noch etwas für sie tun könnte, und der Taxi-Chauffeur und ich fuhren dann nach Lauterbrunnen. Dort mussten wir uns gründlich ausweisen, um die Polizeisperre zu passieren. Es gab noch ein kurzes Hin und Her, wer nun alles mit uns kommen sollte und nach einer halben Stunden fuhren wir los. Die meisten schliefen auf der Fahrt. Ein junger Kanadier jedoch erzählte mir, wie ihre Reise mit der Gruppe so verlaufen war. Da die Teilnehmer fast 3 Wochen zusammen gereist waren, und einige ihren 21. Geburtstag, der in den angelsächsischen Ländern besonders gefeiert wird, da endlich volljährig, erleben durften, hatte die Gruppe einen sehr guten Zusammenhalt. Und genau dieser wurde so jäh durch dieses Unglück zerstört. In Kloten kam mir dann der Flughafen-Pfarrer, Claudio Cimaschi, zu Hilfe, um die Leute noch bis zum Abflug zu betreuen und sie abgesondert von den anderen Passagieren in die Maschine zu bringen. Anschliessend hatte ich noch 3 Psychologen abzuholen, die aus England angereist kamen, um den Hinterbliebenen Unterstützung zu geben. Eine Familie aus Neuseeland, die den ältesten Sohn verloren hatte, empfing ich zusätzlich ebenfalls am Flugzeug und brachte sie mit den Psychologen zum Bus, der sie nach Interlaken fuhr. Auch hier gab es nur eine kurze Begegnung, die durch die tiefe Trauer intensiv war. Viel lief einfach ungesagt über die Gefühle ab. Um Mitternacht konnte ich nach Hause fahren.

Am Freitagnachmittag kam der 2. Auftrag: Am Samstag, 5 Uhr früh sollten eine Kollegin und ich 9 Leute aus Australien in Empfang nehmen und wiederum nach Interlaken begleiten. Dort waren inzwischen in einem Hotel der australische Botschafter sowie die Polizei einquartiert worden. Hier mussten sich die Angehörigen als solche melden und ausweisen, um mehr Informationen zu bekommen. Auch diese Fahrt lief wieder mit Tränen, Erzählungen und Fragen zur Landschaft und der Schweiz allgemein ab. Auch lustige Anekdoten wurden zum

besten gegeben, bis dann wieder das Bewusstsein kam, dass der betreffende Sohn oder die Tochter ja gar nicht mehr lebte. In Interlaken, nach Ankunft der Angehörigen im besagten Hotel, gab man uns zu verstehen, dass wir die Leute noch in die verschiedenen Hotels führen mussten. Die meisten waren ja bereits seit 1-2 Tagen unterwegs. Ein Anruf erreichte uns dann, dass eine einzelne australische Familie betreut werden müsse, deren Sohn bereits zur Identifikation in der Rechtsmedizin Bern hergerichtet worden sei. Die Familie wurde von einer Person ab Flughafen begleitet, die die Identifikation in der Gerichtsmedizin aber nicht übernehmen konnte. Ich meldete mich und musste mich mit dem zuständigen Polizisten in Verbindung setzen. Der Taxi-Chauffeur setzte mich dann an der Autobahn Thun ab und der Polizist traf ein paar Minuten später auch ein. Wir mussten noch warten, da das Flugzeug in Zürich eine verspätete Ankunft hatte. In der Zwischenzeit zeigte mir der Polizist Bilder von der Gruppe beim Einstieg in den Canyon und erzählte mir noch sonstige Details des Unglücks. Endlich konnten wir dann zur Raststätte Grauholz fahren, wo wir den Kleinbus aus Zürich erwarteten. Ich wurde mit der Familie – Vater, Mutter und jüngster Sohn, bekannt gemacht. Im anonymen Polizeiauto lotsten wir den Bus zum gerichtsmedizinischen Institut. Dort ging ich mit der Familie ins angegebene Zimmer. Die Gerichtsmedizinerin hatte Fotos des Toten gemacht, weil er auch am Kopf schwer verletzt worden war. Man wollte damit die Familie schützen und den direkten Kontakt mit dem Toten verhindern. Doch der Vater meinte ganz still, dass sie den Sohn in guten Zeiten erlebt hätten und ihn jetzt auch in diesem Zustand sehen wollten. Es wurden noch einige Fragen beantwortet, auch, dass man den Eltern, gemäss den Untersuchungen, versichern konnte, dass er nicht gelitten hatte, da er sofort nach dem Zusammenprall mit einem schweren Gegenstand bewusstlos geworden war und dann ertrank. Ich trat dann hinter den Dreien ins Zimmer, wo der Sohn aufgebahrt worden war. Ich bemerkte, wie alle Drei zusammenfuhren, als sie den Toten erblickten. Der Vater ging aber sofort in die Mitte und legte einen Arm um seine Frau, den anderen um den Sohn. Meine Aufgabe bestand darin, den Angehörigen die nötige Zeit zu lassen, gebührend Abschied zu nehmen, auch so lange wie für sie nötig war. Die Gerichtsmediziner wollten hingegen so schnell wie möglich ihre Arbeit beenden. Es kamen ja nun auch laufend weitere Angehörige, die ihr Kind identifizieren mussten. „Meine“ Leute blieben aber gar nicht so lange. Sie waren auch müde, das konnte man sehen. Wir wurden noch einen Stock tiefer erwartet, damit eine DNA-Analyse durchgeführt werden konnte, um auch so sicher zu sein, dass es sich um das „richtige“ Opfer handelte. Dann half ich ihnen ein Formular auszufüllen, das der Polizist benötigte, um die Rückführung des Leichnams zu organisieren. Endlich konnten wir nach Interlaken fahren, um die Drei im Hotel abzuliefern. Die Mutter hatte sehr geschwollene Beine und war total erschöpft. Ich machte den Angestellten im Hotel auf diesen Umstand aufmerksam. Die andere Begleitperson, die Taxi-Chauffeuse und ich assen noch eine Kleinigkeit – es war mittlerweile nach 20 Uhr abends - und fuhren dann zurück nach Kloten. Diese 2 Einsätze waren für mich sehr eindrücklich und sehr hautnah. Es

zeigte mir aber auch, wie dankbar Menschen sind, wenn sie so betreut werden, wie wir es gemacht hatten. Die Leute sprachen ja kein Deutsch; wir holten sie direkt am Flugzeug ab, der Zoll wurde separat gemacht, ein Taxi stand nur für sie bereit und wir schirmten sie auch von der Presse ab.

Anfangs Dezember 1999 gab es eine Gedenkfeier in Wilderswil, mit einer Gedenksteinenthüllung. Die Swissair stellte einen Bus für uns Helfer zur Verfügung. Der australische Botschafter dankte jedem Helfer persönlich. Ganz schlimm für mich war der Anblick der Steine im Saxetenbach, welche noch weisse Nummern trugen, wo man Opfer – oder – teile gefunden hatte. Eine Australierin hat man nie gefunden. Ich habe den Stein seitdem wieder besucht, wenn ich in der Gegend war. Und ich bin immer wieder traurig, dass so viele jungen Leute umgekommen sind. Gleichzeitig bin ich dankbar, dass ich eine solche Situation als Helferin und Begleiterin erleben durfte.

Ruth Mathys war damals Mitglied des Swissair CARE Teams, heute ist sie im CARE Team der SWISS

Madrid, 11.M., Karin Rosenfeld

An diesem Morgen hörte ich, wie jeden Morgen früh Radio. Um 07 30 wurde von einer Explosion gesprochen, die auf einem Zugseleise geschehen sei und einige Leichtverletzte beschert habe. Erst mit der Zeit wurden die Nachrichten über den Horror klarer: Ungefähr 1500 Verletzte und 190 Tote. Die Medien, speziell das Fernsehen, brachten die schrecklichen Bilder immer und immer wieder. Viele Familien liessen den Fernseher an diesem Tag permanent laufen- und dies vor ihren Kindern.

Aufrufe an Professionelle, von verschiedenen Rettungsorganisationen (SAMUR) oder vom Zivilschutz liefen dauernd, nach dem Motto: Bitte jeder, der kann, kommen, wir brauchen alle dort. Später wurde klar, dass es eine Überdosis von Freiwilligen gab: Psychologie- und Medizinstudenten, oder andere Personen, die bereit waren zu helfen. Einerseits zeigte das die grosse Solidarität, andererseits hatten viele dieser Freiwilligen überhaupt keine Vorbereitung oder Erfahrung; es kam dazu, dass diese Helfer oft ebenso überfordert waren, wie die Betroffenen, wo sie weinend neben Familienmitgliedern von Toten standen....

Am Abend des 11. März gab es am improvisierten Aufbahrungsort einen Treffpunkt für Familien. Viele der anwesenden Freiwilligen musste man wieder nach Hause schicken, sie waren überflüssig.

An diesem Abend versuchten wir alle die Geschichte zu rekonstruieren, verstehen was geschehen war und das Puzzle langsam mit der erhaltenen Information zusammenzusetzen.

Drei Tage später wurde ich von der Psychiatrieabteilung des Kinderspitals angerufen, um den Plan, den sie für die Opfer erstellt hatten, zu bewerten. Ich sprach über sofortige und kurz nachher zu erfolgende Interventionen, über normale Reaktionen bei anormalen Ereignissen, und beriet sie bei vorgestellten Fällen. Die im Hörsaal versammelten Ärzte und Psychologen interessierten sich sehr für meine Darstellungen und hatten viele Fragen. Z.B. hatten sie sich zweier verletzter Geschwister annehmen müssen, deren Vater ebenfalls verletzt in einem andern Spital lag. Ich schlug ihnen vor, nach der

Spitalentlassung für die ganze Familie eine Zusammenkunft zu organisieren, in welcher eine gemeinsame Geschichte erstellt werden würde. Sie erzählten, dass eines der Kinder sagte, es glaube, es sei verrückt. Ich erklärte das Gefühl des Kontrollverlusts (und der Ohnmacht) und die Notwendigkeit, den Opfern Psychoedukation anzubieten: Dass sie normal seien, auch wenn sie sich sehr „verrückt“ erlebten, und den Zusammenhang mit dem Trauma bedingten Stress zu erklären. Ich wies auch auf die Wichtigkeit hin, mit den Lehrern der verletzten Schüler zusammen zu arbeiten, damit sie die Klasse richtig informieren könnten.

Ein Kollege erzählte, wie er, wenn Leute in seine Sprechstunde kamen und um Hilfe wegen des 11M baten, alle Menschen individuell betreute, auch wenn es ganze Familien waren. Ich erklärte, wie wichtig es sei, dass die Familien eine gemeinsame Rekonstruktion der Fakten machten, und dass man die Ressourcen der Familien benützen könne.

Ein weiteres wichtiges Thema war, den Fernseh-Bilderkonsum der Kinder zurückzuschrauben, indem man die Eltern über die potenziell traumatische Wirkung wiederholter Bilder informierte.

Im Universitätsspital, wo die meisten Verletzten aufgenommen worden waren, machte ich zwei Gruppendebriefings mit den Psychiatern, Psychologen und Krankenpflegern. Alle diese Gruppenteilnehmer sind während Wochen mit den Verletzten und deren Familien in Kontakt gewesen. Das schlimmste war aber für alle das Plötzliche und Unvorhergesehene des ersten Augenblickes. Deswegen beschränkten wir uns im Debriefing auf die ersten Stunden nach dem Attentat. Die gemeinsame Geschichte zu erstellen, war wichtig, weil niemand mehr wahrgenommen hatte, was der andere machte. Einige betreuten Patienten, andere entliessen welche, und andere wiederum brachten Kaffee, Fruchtsäfte und Medikamente. Alle hörten die unaufhörlichen Sirenenklänge, beschrieben, die Gesichter der Patienten und Kollegen und deren Stimmen. Die Gedanken bestanden aus: Was passiert hier?, was mache ich hier? Ich kann nicht weinen! Die am meisten wahrgenommenen Gefühle waren Trauer, Schmerz, Wut, Angst, Ohnmacht und Schreck. Einige, die sagten, sie hätten während des Einsatzes nichts gespürt, konnten weinen und ihre Gefühle benennen.

Die Informationsphase brachte eine gewisse Erleichterung. Normalisierung von Angst, Schreckreaktionen, Schlafstörungen, Alpträumen, Bedürfnis zu weinen. Es wurde darüber gesprochen, was jedem in der Gruppe gut tat.

Die Atemübung brachte der Gruppe Erleichterung und wurde kommentiert mit: „...so könnte ich noch eine Weile weiterbleiben, jetzt bin ich entspannt...“. Der Schlusspunkt wurde in beiden Gruppen mit einem gemeinsamen Essen gesetzt.

Beim zweiten Treffen beschrieben sie, dass es ihnen gute gehe, als sei das Ganze schon weit weg. „ich habe mich gut gefühlt, es hat mir beim Ordnen geholfen, zuerst war ich angewidert, aber dann konnte ich die Dinge ordnen und sie vergessen, es hat mir viel genützt, meine Emotionen zu benennen, die ich nicht einordnen konnte, auch über das Hören (der Emotionen) der andern in der Gruppe.“ Ausser einer Person, die ausgesprochen vermeidende Anteile zeigte – von früheren eigenen Erfahrungen geprägt – und der ich eine Individualpsychotherapie anriet- sagten in der zweiten Sitzung alle Teilneh-

mer, dass sie sich erleichtert und ruhiger gefühlt hatten nach dem Debriefing. Alle waren sich einig darin, dass das Ordnen der Fakten und Benennen der Gefühle für sie sehr wichtig gewesen war.

Was haben wir daraus gelernt? Organisation, Ausbildung und Vernetzung mit den Notfallsystemen von CARE Team Mitgliedern müssen VORHER bereit sein. Die Medien haben eine wichtige Funktion, bei der klaren Information. Schreckliche Bilder müssen von den Kindern ferngehalten werden, und Lehrer sollten wissen, wie sie mit Klassen umgehen, in welchen ein Kind (oder Lehrer) verletzt oder umgekommen ist. Auch in Spanien ist noch viel zu tun- auf allen Ebenen.

Karin ist Psychiaterin für Kinder und Erwachsene, Debriefingtrainerin und lebt nun seit drei Jahren in Madrid

**Refresher erste Hilfe für die Seele:
15.-17. 4. 2005, in Uster/Zürich
Bewältigungsmechanismen, und ihre Unterstützung, Benützen des salutogenetischen Modells, kognitive Restrukturierung Gruppendebriefings üben, Fragen usw.**

Für euch gelesen: Barbara Juen Krisenintervention bei Kindern und Jugendlichen: Ein Handbuch für psychosoziale Fachkräfte Innsbruck 2002 STUDIA Universitätsverlag
Ursula Perlot

Die Autorin führt in der Einleitung aus, dass es ihr ein besonderes Anliegen ist, „die Besonderheiten der Reaktion von Kindern auf traumatische Ereignisse und die sich daraus ergebenden Anforderungen an die psychosoziale Betreuung von Kindern anhand des aktuellen Stands der Forschung sowie anhand unserer eigenen Erfahrungen wissenschaftlich aufzuarbeiten.

Das Buch beginnt mit dem ausführlichen Kapitel über **Trauer bei Kindern** und geht nach der all-

gemeinen Einführung auf die Mythen über Trauer ein. Es wird auf das kindliche Verständnis des Todes und den Trauerprozess in den verschiedenen Altersstufen eingegangen und mit Beispielen aus der US-amerikanischen Literatur ergänzt sowie Tipps für Eltern genannt. Autorin beschreibt konkret, wie man mit Kindern über den Tod spricht oder eine Todesnachricht vermittelt.

Im darauf folgenden Kapitel über **Psycho-traumatologie bei Kindern** werden die akute traumatische Reaktion und die posttraumatische Die Belastungsstörung definiert, die Symptome und die dazu gehörige psychische Erste Hilfe, weiters **besonders traumatische Situationen** (singuläre Traumata) beschrieben und mit Literaturbeispielen illustriert. Der Krieg wird als Ursache für **chronische Traumatisierung** gesehen: In einer Fallstudie mit 30 Kindern in Zentralamerika wird auf Kurzzeit- und Langzeiteffekte eingegangen.

Im letzten Kapitel werden die **Kenzeichen sexuellen Missbrauchs bei Kindern und Jugendlichen** ausführlich beschrieben und das Structured Interview for Symptoms associated with Sexual Abuse (SASA) vorgestellt sowie auf die spezielle Problematik von Kindern als Augenzeugen vor Gericht eingegangen.

Persönlich vermisse ich in dem Handbuch Themen wie Ressourcenarbeit mit Kindern, den salutogenetischen Ansatz oder das Resilienzkonzept und Debriefing mit Kindern. Zusätzlich möchte ich betonen, dass jede Krisenintervention bei Kindern und Jugendlichen sehr viele **Vorkenntnisse**, spezielles Einfühlungsvermögen, **Fähigkeit des Einbezugs** der verschiedenen Systeme braucht und viele eigene Ressourcen von den Mitgliedern des psychosozialen Teams abverlangt.

Ursula Perlot ist Kinderpsychologin und Notfallpsychologin in Tirol

hier abtrennen-----

Umfrage: Nachdem das VPTS treffen von Ende August dieses Jahres wegen zu weniger Anmeldungen nicht stattfinden können, möchten wir etwas mehr über Eure Bedürfnisse wissen: Wir bitten alle, diesen Fragebogen **AUSGEFÜLLT bis zum 15. September** zurückzusenden an:

Sekretariat Frau Silvia Imboden, Praxis Drs. Perren, Napoleonstrasse 16B, 3930 – Visp
oder via Fax: 027 46 3423 oder via e-Mail: info@institut-psychotrauma.ch

Ich interessiere mich im Prinzip für ein neues Netzwerktreffen im Jahr 2005 ja nein

Ich würde teilnehmen, mit folgender Zahl von Tagen: 1 2 2 ^{1/2} (Fr abend bis So Mittag)

Ich bin bereit, an den Vorbereitungen mitzumachen und eigene Ideen einzubringen ja nein

Ich denke, dass ein Netzwerktreffen nicht sinnvoll ist ja nein

Name

Adresse

E-Mail